

3. Postmigrantische Literaturgeschichte: Ein feldtheoretischer Neuansatz¹

Postmigrantische Literaturgeschichte will erklären, wie sich Literatur durch Immigration veränderte. Sie befasst sich in einem ersten Schritt mit der Ausgrenzung, die Immigrant*innen und deren Nachkommen durch die Nationalisierung von Literaturen erfahren haben, um anschließend zu analysieren, wie und wie weit es ihnen gelungen ist, sich dieser Ausgrenzung zu widersetzen. Der Schwerpunkt liegt dabei auf dem Kampf um Anerkennung für Inhalt und Form ihrer Werke. Ob diese auch in ökonomischen Erfolg mündete, ist für den Zweck meiner Analyse irrelevant. Unter Anerkennung verstehe ich einen Prozess, in dem die Autor*innen schrittweise Aufmerksamkeit von Verlagen, Kritik und Wissenschaft erhalten und damit zu einer Öffnung dieser literarischen Strukturen beitragen. Mittel des Kampfes um Anerkennung sind die literarischen Werke, die grundsätzlich homogene Vorstellungen von Identitäten, Kulturen und Nationen in Frage stellen, selbst wenn sie sich nicht explizit mit Migration befassen. Vielmehr kann auch die Tatsache, dass sie das nicht tun, eine Form des Widerstands gegen die Kategorisierung als Migrant*in darstellen, zumindest wenn Migration als Thema im Feld etabliert ist. Die Publikation und kritische Diskussion dieser Texte werden in der postmigrantischen Literaturgeschichte als Zeichen eines konkreten Veränderungsprozesses gelesen. Sie gelten als Schritte der Überwindung von Ausgrenzungsmechanismen, die sich im Zuge der Nationalisierung im Feld als selbstverständlich etablierten. Das bedeutet methodisch, über die Werkanalyse hinauszugehen, um zu erfassen, wie weit die neuen Gesellschaftsvorstellungen, die sich in den Werken ausdrücken, auch Gehör fanden. Das lässt sich an der Reaktion auf diese Werke festmachen. Interessant ist diesbezüglich insbesondere die Literaturkritik, denn sie ist die Nahtstelle nicht nur zu potentiellen Leser*innen, sondern auch zu Menschen, die das Werk selbst vielleicht nie zur Hand nehmen. Rezensionen vermitteln einen ersten Eindruck davon, ob die Werke tatsächlich zu einem Wandel des Denkens beitragen können. Sie verbinden das Werk mit den

1 Eine erste leicht abgeänderte und gekürzte Version dieses Kapitels erschien 2024 in englischer Sprache unter dem Titel »How to Tell the History of Cultural Change Through Migration: A Post-migrant Field Theoretical Approach« in dem Band *Cultural Change in Post-Migrant Societies: Re-Imagining Communities Through Arts and Cultural Activities* (Sievers, 2024).

Migrationsdebatten in den Medien und enthalten Hinweise darauf, ob darin neue Denkansätze gefunden wurden. In einem nächsten Schritt wirken Autor*innen dann auch in Gastkommentaren oder Interviews direkt auf die Migrationsdebatten ein. Im Folgenden wird ein literaturwissenschaftlicher Neuansatz entwickelt, der diesen Zielen der postmigrantischen Literaturgeschichte gerecht werden soll.²

Als theoretische und methodologische Grundlage dieses Neuansatzes dient Bourdieus Feldtheorie. Bourdieu verortet die Autor*innen und ihre Werke in den Strukturen ihrer Anerkennung, die er, wie bereits erläutert, literarische Felder nennt. Diese wiederum setzt er in Beziehung zum jeweiligen Feld der Macht, in dem prioritär von Akteur*innen aus den Feldern der Politik und der Ökonomie gesellschaftspolitische Fragen ausgehandelt werden, auf das jedoch auch die Literatur einwirken kann. Diese Methode ermöglicht ihm, einen zentralen Veränderungsprozess in der französischen Literatur und Gesellschaft zu erklären.³ In seiner Monografie *Die Regeln der Kunst* analysiert er, wie es französischen Autoren von Charles Baudelaire bis Émile Zola im 19. Jahrhundert gelang, sich vom wirtschaftlichen und politischen Einfluss auf die Literatur zu befreien. Dieser Prozess wiederum erlaubte ihnen, sich als Intellektuelle zu etablieren und damit Zugang zu den Auseinandersetzungen über das gesellschaftliche Selbstverständnis im Feld der Macht zu erhalten, das bis zu dem Zeitpunkt hauptsächlich zwischen Vertretern von Religion, Politik und Wirtschaft ausgehandelt wurde (Bourdieu, 2001).⁴ Bour-

- 2 Dieser Ansatz unterscheidet sich grundlegend von jenem, den Oana Sabo in ihrer Monografie *The Migrant Canon in Twenty-First-Century France* wählt. Sie widmet sich der Frage, welche Institutionen und Akteur*innen den literarischen Texten, die sich mit dem Thema Migration befassen, seit der Jahrtausendwende zu ihrem großen Erfolg in Frankreich verholfen haben. Dafür ist unerheblich, ob diese Texte von Immigrant*innen und deren Nachkommen verfasst wurden. Vielmehr betrachtet Sabo, wie sich insbesondere der Migrationsroman zu einem Mainstreamgenre entwickelte. Ihr geht es also allein um den Erfolg einer Textsorte (Sabo, 2018). Mir dagegen geht es nicht nur um eine literaturwissenschaftliche Analyse, sondern auch um die politische Frage, wie Immigrant*innen und deren Nachkommen Zugang zur Literatur erhalten haben.
- 3 Pierre Bourdieu galt vielen lange hauptsächlich als Theoretiker der Reproduktion. Mit seinen Ansätzen wurde analysiert, wie Eliten ihren Status erhalten, während sie gleichzeitig allen Bürger*innen Chancengleichheit und Aufstiegsmöglichkeiten versprechen. Dieser einseitige Blick auf sein Denken hatte zur Folge, dass viele dieses als zu deterministisch wahrnahmen. Er würde Individuen allein als Produkt ihrer Geschichte und ihres Kontexts verstehen, und dabei ihre Handlungsmacht übersehen, so der Vorwurf. Dieser findet sich insbesondere auch in den Literaturwissenschaften, für die die individuelle Freiheit der Autor*innen, ihr Gestaltungsraum, zentral ist. In den letzten beiden Jahrzehnten hat sich der Blick auf Bourdieus Denken jedoch gewandelt. Bourdieu wird vermehrt als Theoretiker der gesellschaftlichen Veränderung gelesen (Gorski, 2013). Seitdem wird intensiv über diese Perspektive in seinen Werken reflektiert (Fowler, 2020). Dieses Kapitel zeigt, dass sich insbesondere sein Werk *Die Regeln der Kunst* für eine solche neue Lesart Bourdieus eignet.
- 4 Bourdieus Arbeiten zum Thema Literatur reichen bis in die 1960er Jahre zurück. Doch der Großteil seiner Publikationen floss mit kleinen Änderungen und Umdeutungen, die für die Belange dieser Studie nicht relevant sind, in seine Monografie *Les règles de l'art* ein (Speller, 2011, 34–38). Deswegen bildet dieses Buch die Grundlage für meine Auseinandersetzung mit seinem Denken. Zu den wenigen Texten, die er nicht in diesen Band aufnahm, zählt sein erster Aufsatz zu diesem Thema mit dem Titel »Champ intellectuel et projet créateur«, den er 1966 in der von Simone de Beauvoir und Jean-Paul Sartre begründeten Zeitschrift *Les temps modernes* veröffentlichte (Bourdieu, 1966). Im deutschsprachigen Raum erschien dieser 1970 unter dem Titel »Künstlerische Konzeption und intellektuelles Kräftefeld« in der Aufsatzsammlung *Zur Soziologie der symbolischen Formen* (Bour-

dieus Denken ermöglicht uns also, die Autor*innen und ihre Werke als Teil eines gesamtgesellschaftlichen Veränderungsprozesses zu verstehen. Damit bilden seine Arbeiten einen idealen Ausgangspunkt, um die umfassenden Transformationsprozesse zu erfassen, die durch Immigration in literarischen Feldern vorstättengingen. Immigration kommt in seinen Werken allerdings nur am Rande zur Sprache. Das hat sich auch in der neueren literarischen Feldforschung, die an Bourdieu anschließt, nicht wirklich geändert. Deswegen bedarf es eines Neuansatzes, der erlaubt, Bourdieus Denken für die Analyse von Veränderungsprozessen nutzbar zu machen, die von Immigrant*innen in literarischen Feldern angestoßen werden. Grundsätzlich bedeutet das, den »methodologischen Nationalismus« (Wimmer und Glick Schiller, 2002) der literarischen Feldforschung zu hinterfragen.⁵

An dieser Stelle sei gleich betont, dass Literatur auch in Bourdieus Modell nicht unbedingt im Sinne einer Nationalliteratur verstanden werden muss. Bourdieu denkt Felder nicht grundsätzlich national. In seiner Theorie sind Feldern überhaupt keine Grenzen eingeschrieben. Vielmehr lassen sich die Grenzen von Feldern erst in der empirischen Analyse bestimmen und können sich zudem über die Zeit verändern (Buchholz, 2008, 217; Sapiro, 2013, 71f.). Dennoch ist Anna Boschetti recht zu geben, dass Bourdieu die nationale Perspektive in seinen Studien zu literarischen Feldern zu wenig in Frage stellt (Boschetti, 2012, 19). So basiert sein Modell auf dem Zeitraum, in dem sich die französische Literatur nationalisierte, doch diesen Prozess der Nationalisierung lässt er unberücksichtigt. Die Anwendung seines Modells auf Zugewanderte und deren Nachkommen kommt jedoch ohne die Reflexion der nationalen Dimension nicht aus. Ethnisch homogene Nationen sind lediglich Konstrukte. Sie befinden sich immer in Veränderung, wie unter anderem die Forschung zur Literatur von Zugewanderten und deren Nachkommen eindrucksvoll nachgewiesen hat. Trotzdem entfalten sie eine spezifische Wirkmacht in Bezug auf die Ausgrenzung derjenigen, die als nicht zugehörig gelten. Dieser Aspekt bleibt in Studien zu Literatur und Migration bisher unterbeleuchtet.

Dieser blinde Fleck bildet den Ausgangspunkt des folgenden Neuansatzes. Ziel ist, Determinanten einer postmigrantischen Literaturgeschichte zu erarbeiten, die erlauben, Bourdieus Feldanalyse auf die Veränderung der Literatur durch Immigration anzuwenden.⁶ Zu diesem Zweck wird zunächst der Frage nachgegangen, wie sich die fort-

die, 1974b). Neben diesem flossen zwei weitere Aufsätze zum literarischen und künstlerischen Feld nicht in sein späteres Buch ein (Speller, 2011, 37): »Champ de pouvoir, champ intellectuel et habitus de classe« (Bourdieu, 1971a) und »Le marché des biens symboliques« (Bourdieu, 1971b), zu Deutsch »Feld der Macht, intellektuelles Feld und Klassenhabitus« (Bourdieu, 2011) und »Der Markt der symbolischen Güter« (Bourdieu, 2014), wobei eine deutsche Teilübersetzung des letzten Textes schon 1982 unter dem Titel »Die Wechselbeziehungen von eingeschränkter Produktion und Großproduktion« erschien (Bourdieu, 1982).

- 5 Dieser »methodologische Nationalismus« betrifft nicht nur die literarische Feldforschung, sondern Bourdieus gesamtes Denken. Wie dieser zu überwinden ist, wird dementsprechend auch für andere Aspekte seiner Theorie, wie zum Beispiel das Feld der Macht, thematisiert (Schmitz und Witte, 2017).
- 6 In diesem Punkt entwickelt die postmigrantische Literaturgeschichte die Ansätze von Rafał Pokrywka und Ruth Steinberg weiter, die sich auch auf Bourdieu berufen. Pokrywka fragt in seiner Analyse der Positionierung von vier österreichischen Autor*innen – Anna Kim, Milena Michiko

während Marginalisierung von Immigrant*innen und deren Nachkommen in der literarischen Feldforschung erklären lässt. Dabei wird aufgezeigt, wie eng die Entstehung literarischer Felder mit der Nationalisierung der Literatur einherging und wie diese beiden Prozesse konkret zur Ausgrenzung von Immigrant*innen und deren Nachkommen beitrugen. Aus diesem Grund muss die Nationalisierung der Literatur bei einer Übertragung der Theorie auf einen postmigrantischen Kontext mitgedacht werden. Das vorliegende Kapitel bezieht sich dabei nicht auf ein spezifisches nationalisiertes literarisches Feld, sondern basiert auf Argumenten aus verschiedenen nationalen Kontexten. Dennoch wurde es mit dem Ziel einer Anwendung auf Österreich geschrieben. Es ist also davon auszugehen, dass für eine Verwendung in anderen Kontexten Anpassungen notwendig sein werden. Dies gilt für alle zentralen Parameter, also das Verständnis von Immigrant*innen genauso wie die konkreten Grenzziehungen im literarischen Feld und damit auch die literarischen Mittel, die die Autor*innen zu deren Überwindung einsetzen.

3.1 Marginalisierung von Immigration in der literarischen Feldforschung

Bourdieu hatte sich zwar schon in seinen ersten Arbeiten zu Algerien mit Immigration befasst (Reed-Danahay, 2020, 3). Doch in Bezug auf Frankreich äußerte er sich erst in den 1990er Jahren explizit zum Thema Immigration, benannte dieses aber dann als eines der drängenden Probleme der Gegenwart (Horvath, 2017, 147; Kastner, 2002). In seinem Text »Die Abdankung des Staates«, der 1993 in seinem Buch *Das Elend der Welt* erschien, hält er fest, dass der Gegensatz zwischen »den ›zur Nation Zählenden‹« und Immigrant*innen den »bis dahin ganz oben stehenden Gegensatz zwischen Herrschenden und Beherrschten verdrängt« (Bourdieu, 1997a, 215).⁷ Doch schon in früheren Werken beschreibt Bourdieu die Reproduktion gesellschaftlicher Ungleichheit als eine Form des Rassismus – ein Begriff, der von Jean-Paul Sartre in die französische Debatte eingebracht wurde, um die Diskriminierung von Eingewanderten zu diskutieren. 1978 erklärte Bourdieu in einem Vortrag den »Rassismus der Intelligenz« als »das, was den Herrschenden das Gefühl gibt, in ihrer Existenz als Herrschende gerechtfertigt zu sein; das Gefühl, *Wesen höherer Art zu sein*« (Bourdieu, 1993, 252, Hervorhebung im Original). In diesem Gefühl drückt sich

Flaşar, Doron Rabinovici und Michael Stavarić –, ob und wie Mehrsprachigkeit, interkultureller Hintergrund und Fremdheit soziales und kulturelles Kapital darstellen. Dabei betont er, dass diese den genannten Autor*innen als Kapital dienen, diese sich aber zum Teil auch der Beschränkung ihrer Werke auf diese Dimensionen widersetzen (Pokrywka, 2019). Ähnlich argumentiert Ruth Steinberg in Bezug auf Saša Stanišić und Olga Grjasnowa (Steinberg, 2019) bzw. Alina Bronsky (Steinberg, 2021). Diese Thesen wird auch meine Analyse bestätigen. Doch durch die vorgeschaltete Feldanalyse kann ich zudem auf die Ursachen eingehen, die erklären, warum und wie sich diese Ressourcen im Feld zu Kapital entwickeln. Meiner Meinung nach handelt es sich dabei um nationalistische Fremdzuschreibungen, die die politische Sprengkraft der Werke abzuweisen erlauben. Gleichzeitig versuche ich die Werke der Autor*innen über diese Beschränkungen hinaus zu lesen.

7 Das Buch wurde 1993 unter dem Titel *La misère du monde* veröffentlicht. Die deutsche Übersetzung erschien 1997.

eine Form der Verschleierung von Ungleichheit aus, denn wer sich selbst als Wesen höherer Art versteht, muss die eigene Herrschaft nicht mehr rechtfertigen. Sie ist sozusagen gottgegeben. Bourdieu analysierte, wie solche Mechanismen der Verschleierung von Macht in Bezug auf soziale Ungleichheiten funktionieren. Im Anschluss an diese Analysen lässt sich Rassismus als »ein gesellschaftlicher Ausschluss auf Grund zugeschriebener ethnischer Zugehörigkeit« definieren (Kastner, 2002, 330). Wie genau die Verschleierung in diesem Fall funktioniert, bedarf jedoch eigener Analysen, die Formen der »Ethnisierung in spezifischen Handlungsfeldern« untersuchen (Horvath, 2017, 161).

Für den Bereich der Literatur allerdings gab Bourdieu explizit zu verstehen, dass rassistische Ausgrenzung als vernachlässigbar gelten kann:

[D]ie Rassendiskriminierung [ist] im intellektuellen und künstlerischen Feld ganz allgemein weniger stark als in den anderen Feldern; jedenfalls tritt sie aufgrund der Bedeutung, die Stil und Lebensstil in der Persönlichkeit von Schriftstellern und Künstlern einnehmen, weniger stark in Erscheinung als soziale Diskriminierung (namentlich von Provinzlern) und Klassenverachtung, von der in polemischen Schriften zahllose Äußerungen zeugen. (Bourdieu, 2001, 360)

Dieses Zitat darf nicht in dem Sinne missverstanden werden, dass Bourdieu Rassismus in der Literatur generell für irrelevant hielt. Insbesondere die radikale Ghettoisierung und Zensur der jüdischen Literatur in Deutschland nach 1933 illustriert, welche extremen Formen Rassismus auch in der Literatur annehmen kann (Schoor, 2010, 158–178). Doch Bourdieu geht es in seiner Aussage um literarische Felder, die zumindest eine relative Autonomie vom politischen Feld erlangt haben. Das bedeutet nicht, dass Nationalismus in diesen Feldern keine Rolle spielt. Aber expliziter Rassismus ist eher selten. Vielmehr wird dieser oft unbewusst ausgeübt, denn er gilt als selbstverständlich in literarischen Ordnungen, die national organisiert sind. Mit anderen Worten, die Nationalisierung war zentral für den Vorgang der Verschleierung von Rassismus in der Literatur.

Diesen Verschleierungsprozess übersieht Bourdieu in seinen Analysen. Deswegen hält er es für völlig selbstverständlich, dass Immigrant*innen und ihren Nachkommen lediglich eine unterstützende Funktion in der Transformation des französischen literarischen Feldes im 19. Jahrhundert zukommt. Er räumte ihnen aufgrund ihrer ausländischen Herkunft keine Chance ein, im literarischen Feld zu reüssieren (Bourdieu, 2001, 98). Seiner Meinung nach fehlt ihnen der Sinn für Platzierungen. Sie kennen die Geschichte und Gegebenheiten des Feldes zu wenig, um zu erkennen, welche Möglichkeiten für neue ästhetische Positionen ihnen darin geboten werden. Aus diesem Grund schlossen sie sich meist existierenden Positionen an und das oft zu einem Zeitpunkt, an dem diese sich schon wieder auf dem Abstieg befänden (ebd., 414f.). Bourdieu glaubte also nicht daran, dass Immigrant*innen literarische Felder verändern und damit ihren gesamtgesellschaftlichen Einfluss erhöhen können.

Nun mag man die Tatsache, dass Bourdieu Zugewanderten in literarischen Feldern nur eine marginale Rolle einräumte, damit erklären, dass er seine Theorie aus dem 19. Jahrhundert heraus entwickelt und Immigration in den Literaturwissenschaften als Thema des 20. Jahrhunderts gilt. Zudem wurde dieses Thema gerade in der französischen Forschung erst sehr spät aufgegriffen. Frankreich hat zwar eine lange Geschichte der

Immigration und insbesondere auch eine lange Geschichte der Immigration von Literatur*innen, aber erst in den 1990er Jahren begann die französische Literaturwissenschaft, Immigrant*innen als Teil der französischen Literatur wahrzunehmen und das zunächst nicht in Frankreich selbst, sondern in den Vereinigten Staaten (Reeck, 2018). Die Forschung zu dieser Frage hatte also gerade erst begonnen, als Bourdieu 1992 *Die Regeln der Kunst* im französischen Original veröffentlichte.

Doch das geringe Bewusstsein Bourdieus für die Diskriminierung von Immigrant*innen und deren Nachkommen in national organisierten literarischen Feldern prägt die literarische Feldforschung bis heute. Aus diesem Grund erweist sie sich insgesamt als relativ blind gegenüber der gesellschaftsverändernden Kraft von Immigrant*innen, wie sie in vielen literaturwissenschaftlichen Analysen inzwischen festgestellt wurde. Das wird besonders deutlich bei feldtheoretischen Studien, die sich mit der Gegenwart befassen, also mit einer Zeit, in der Immigrant*innen und ihre Nachkommen in der Literatur deutlich an Bedeutung gewonnen haben (vgl. Kapitel 2). So kommt Immigration in Heribert Tommek's Geschichte des deutschen literarischen Feldes von 1960 bis 2000 mit dem Titel *Der lange Weg in die Gegenwartsliteratur* (2015) nur am Rande vor. Tommek beschäftigt sich zwar intensiv mit den Auswirkungen der Globalisierung auf die Literatur (Tommek, 2015, 57–66). Dennoch finden Zugewanderte in seiner Monografie nur selten Erwähnung. Autor*innen wie Emine Sevgi Özdamar und Yoko Tawada, die in der einschlägigen Forschung als Avantgarde des kulturellen Wandels gelten, bleiben schlichtweg unberücksichtigt. Die Literaturnobelpreisträgerin Herta Müller wird in einer Fußnote unter anderen Konrad-Adenauer-Preisträger*innen genannt (ebd., 414). Ilija Trojanow und Feridun Zaimoglu schließlich zählt Tommek zum »flexibel ökonomisierten und medialisierten Mittelbereich«, wie er es nennt. Sie befriedigen seiner Meinung nach das steigende Verlangen nach realistischen Erzählungen, die von einer »kulturellen Fremderfahrung« ausgehen (ebd., 284). Eine wirkliche Anerkennung als Autoren bleibt ihnen in Tommek's Modell damit verwehrt. Diese bleibt Schriftstellern wie Botho Strauß, Peter Handke und Uwe Tellkamp vorbehalten.⁸

Dabei hat sich die literarische Feldforschung im Verlauf der vergangenen Jahre durchaus mit Globalisierung befasst und im Zuge dessen auf die globalen Ungleichheiten in der Literatur verwiesen. Von entscheidender Bedeutung für diesen Prozess war Pascale Casanovas Monografie *La république mondiale des lettres*, die 1999 zum ersten Mal erschien. Casanova beschreibt die Weltrepublik der Literatur als ein internationales literarisches Feld, in dem die Autor*innen aus den verschiedenen nationalen literarischen Feldern miteinander in Konkurrenz stehen. In dieser Weltrepublik haben jene Autor*innen strukturelle Vorteile, die aus literarischen Feldern mit langen Traditionen, fest verankerten literarischen Strukturen und international anerkannten Schriftsteller*innen hervorgehen. Gemeint sind damit nicht nur die weltliterarischen Zentren, also bis Mitte des 20. Jahrhunderts Frankreich und England, inzwischen anstelle von Frankreich die USA. Auch die weiteren europäischen Zentren, wie Deutschland oder Italien, boten lange strukturelle Vorteile im internationalen literarischen Wettbewerb.

8 Auch Frauen sind in Tommek's Modell marginal für die Entwicklung der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur. Die einzige Frau, der er ein eigenes Kapitel in seinem Buch widmet, ist Elfriede Jelinek.

Mit der fortschreitenden Internationalisierung der Literatur jedoch gewinnen jene Autor*innen an Bedeutung, die aus literarischen Peripherien stammen. Ihren Erfolg begründet Casanova damit, dass sie nicht nur die jeweilige nationale literarische Tradition kennen, in die sie hineingewachsen sind, wie das in literarischen Zentren oft der Fall ist, sondern sich auch auf das internationale literarische Erbe berufen können und damit für ihr Werk auf internationaler Ebene Anerkennung generieren (Casanova, 2008, 72–74).

Casanova nimmt also wahr, dass sich die Literatur aus globaler Perspektive gesehen aus der Peripherie heraus verändert. Dennoch kommt Migration in ihrer Studie nur am Rande vor. Sie beschränkt sich auf das selbstgewählte oder oktroyierte literarische Exil, das dazu dient, die literarischen Möglichkeiten, wie sie in Paris herrschen, auch für die jeweils eigene Nationalliteratur einzufordern (ebd., 56–59). Grundsätzlich betrachtet sie Globalisierung aber als einen Prozess, der zwischen Nationen stattfindet. Aus demselben Grund befasst sich die Feldforschung, die sich auf globale Prozesse konzentriert, auch sehr oft mit Übersetzungen (Sapiro, 2010). Migration als eine Art der Globalisierung, die nicht nur zwischen, sondern auch in Nationen und Literaturen stattfindet, bleibt dagegen weitgehend unberücksichtigt. Ein weiteres Beispiel für diesen blinden Fleck ist eine Sondernummer der Zeitschrift *Cultural Sociology*, die im Jahr 2015 die Literatur nach dem Ende des Nationalstaats von den Rändern her neu denkt, dabei jedoch ohne jeden Verweis auf das Thema Migration auskommt (Franssen und Kuipers, 2015).

Die Mechanismen der Verschleierung von Macht funktionieren in Bezug auf Immigrant*innen und deren Nachkommen in der literarischen Feldforschung also noch sehr gut. Eine Ausnahme bildet Kristina Schulz' Studie zu deutschen Schriftsteller*innen, die zwischen 1933 und 1945 in die Schweiz flüchteten. Sie zeigt, dass die Nationalisierung im Bereich der Literatur mit der Ausgrenzung all jener einherging, die als nicht zugehörig galten (Schulz, 2012, 38–41). In diesem Fall war der Schweizerische Schriftstellerverein direkt in die Entscheidungen der Fremdenpolizei eingebunden. Er verfasste Gutachten, die sich für oder gegen die Aufnahme der jeweiligen Person aussprachen. Ob eine Person unterstützt wurde, hing dabei vor allem von ihrem Bekanntheitsgrad ab. Bekannte Schriftsteller wie Thomas Mann galten als Bereicherung für die Schweizer Literatur, unbekanntere Autor*innen dagegen als Opportunist*innen, die die ökonomisch bessere Situation in der Schweiz auszunutzen versuchten, ohne wirklich verfolgt zu sein. Jüdische und kommunistische Schriftsteller*innen wurden dabei besonders häufig abgelehnt. Die nationalsozialistische Stigmatisierung dieser Gruppen wurde also unhinterfragt übernommen (ebd., 185–194).

Mit dem Bekenntnis gegen Rassismus nach dem Holocaust, das wie oben beschrieben vor allem von den Vereinten Nationen vorangetrieben wurde, verlor diese Art der direkten Ausgrenzung von Schriftsteller*innen, die teilweise die Form von offenem Rassismus annahm, in literarischen Feldern an Bedeutung. Dennoch spielt Ausgrenzung in diesen weiterhin eine Rolle. Allerdings wird sie indirekt über die feldspezifischen Normen ausgedrückt. Das heißt, den Texten von Zugewanderten und deren Nachkommen wird literarische Qualität abgesprochen. Dieses Label gilt vielen als erhaben über Fragen wie Herkunft oder Muttersprache. Doch ist die Definition dessen, was als Literatur gilt, abhängig davon, welche Akteur*innen ihre Vorstellungen von Literatur zu einem bestimmten Zeitpunkt durchsetzen können (Bourdieu, 2001, 353–355). Dies beinhaltet im-

mer auch Grenzziehungen gegenüber jenen, deren Texte nicht als Literatur anerkannt werden. Bourdieu betonte dabei die Bedeutung der sozialen Selektion. Doch diese Form der Ausgrenzung betrifft auch Zugewanderte und deren Nachkommen und zwar auf eine ganz eigene Art. Das wird erkennbar, wenn man sich mit den sprachlichen und literarischen Grenzziehungen befasst, die sich im Zuge von Nationalisierungsprozessen etablierten.

3.2 Nationalisierung als Prozess der sprachlichen und literarischen Grenzziehung

Seit den 1980er Jahren stellt die wissenschaftliche Forschung die Vorstellung von der Nation als einer sprachlichen und kulturellen Gemeinschaft, die sich auf eine gemeinsame Geschichte und Literatur berufen kann, in Frage. Doch die Auseinandersetzungen über Migration in vielen europäischen Kontexten zeigen, dass die Idee der ethnisch homogenen Nation bis heute weiterwirkt. Die Staatsnation galt spätestens seit dem 19. Jahrhundert als erstrebenswerte und im 20. Jahrhundert als dominante Form gesellschaftlicher Ordnung. Viele Prozesse der Nationalisierung fanden erst im 20. Jahrhundert statt, und zwar nicht nur in ehemaligen Kolonien, sondern auch im europäischen Zentrum, so zum Beispiel in Österreich (siehe dazu Kapitel 4). Heute noch bildet die Nation den selbstverständlichen Rahmen »imaginierter Gemeinschaft und kollektiver Selbstbeschreibung« (Schmitz und Witte, 2017, 182) und beeinflusst damit das tagtägliche Leben vieler Menschen. Das heißt nicht, dass sie sich explizit zu dieser bekennen, wie Ernest Renan das 1882 bei einem Vortrag an der Sorbonne darstellte (Renan, 1991, 41). Vielmehr denken und handeln sie national, ohne sich dieser Tatsache bewusst zu sein, denn, wie Walter Schmitz es ausdrückt: »Die Bevölkerung hat zumeist andere Sorgen, als ›Volk‹ zu sein« (Schmitz, 2010, 39). Mehr noch, wenn ein Teil der Bevölkerung plötzlich diese Sorge kundtut, wie auf den Demonstrationen der Pegida (Patriotische Europäer gegen die Islamisierung des Abendlandes) in Dresden, wo immer wieder »Wir sind das Volk« skandiert wurde, dann ist das eher ein Zeichen dafür, dass diese selbstverständliche Gemeinschaftlichkeit in Frage gestellt ist und einer Auseinandersetzung bedarf (Klose und Schmitz, 2016). Der Einfluss der Nation ist aber gerade dann besonders stark, wenn sie als völlig selbstverständlich gilt.

Dass die vorgestellte Gemeinschaft unser Denken bis in die Gegenwart strukturiert, hängt hauptsächlich mit dem Bildungswesen zusammen, das seit dem 19. Jahrhundert in vielen Nationalstaaten Individuen zu Staatsbürger*innen erzieht. Diese Erziehung war von Anfang an stark national geprägt, wie auch Bourdieu feststellte:

Indem das Bildungssystem für die (in Grenzen seines Zuständigkeitsbereichs) allgemeine Durchsetzung und Verinnerlichung einer herrschenden Kultur sorgt, die auf diese Weise zur *legitimen Nationalkultur* erhoben wird, sorgt es, vor allem mit Hilfe des Geschichts- und ganz besonders des Literaturgeschichtsunterrichts, auch dafür, daß die Grundlagen einer regelrechten »Bürgerreligion« und, genauer gesagt, die Grundvoraussetzungen des (nationalen) Selbstbildes verinnerlicht werden. (Bourdieu, 1998, 107, Hervorhebung im Original)

Die Verinnerlichung des nationalen Selbstbildes beinhaltet die Grenzziehung gegenüber jenen, die als dieser Nation nicht zugehörig gelten (Sapiro, 2013, 75). Daran war nicht zuletzt der Sprach- und Literaturunterricht beteiligt, wie Bourdieu im obigen Zitat betont. So sahen zum Beispiel Lehrbücher für den Englischunterricht in Amerika um 1900 die Aufgabe des Sprach- und Literaturunterrichts darin, dem »gesellschaftlichen Verfall«, der vorgeblich mit der Immigration aus Süd- und Osteuropa Einzug gehalten hatte, entgegenzuwirken. Die Lehre der englischen Sprache und Literatur galt als Mittel, diesen »Ungebildeten« ein nationales Bewusstsein zu vermitteln (Brass, 2013).

Natürlich hat sich das Verständnis des Sprach- und Literaturunterrichts nicht nur in den USA seitdem verändert. Unter anderem wird inzwischen auch der Literatur von Zugewanderten und deren Nachkommen Raum zugestanden. Dennoch hat sich die nationale Strukturierung insofern erhalten, als dass Sprache, Literatur und Nation weiterhin als Einheit gedacht werden. Aus diesem Grund sind Sprach- und Literaturunterricht in den Schulen bis heute eng miteinander verflochten. So wird im Deutschunterricht hauptsächlich Literatur gelesen, die in deutscher Sprache verfasst wurde. Literaturen in Sprachen, die im jeweiligen nationalen Kontext nicht unterrichtet werden, bleiben in diesem System unsichtbar. Ähnliches gilt für die literaturwissenschaftliche Forschung an den Universitäten. Bis ins 17. Jahrhundert war diese Art der nationalsprachlichen Kategorisierung von Literatur gänzlich unbekannt. Sie gewann erst im 18. Jahrhundert an Bedeutung und entwickelte sich im 19. Jahrhundert zur Selbstverständlichkeit (Leerssen, 2008, 14f.).

Doch diese neue Einheit von Sprache, Literatur und Nation ist nicht nur Resultat des Nationalisierungsprozesses. Vielmehr war diese Idee eine der treibenden Kräfte der Nationenbildung, wie schon Benedict Anderson in seinem Werk *Imagined Communities* herausstrich. Über die Sprache wurden die Solidaritäten erzeugt, die einzelne Menschen zu Völkern werden ließen (Anderson, 1991, 133). Mit dem Buchdruck wurden die Menschen sich dieser Solidaritäten bewusst: »These fellow-readers, to whom they were connected through print, formed [...] the embryo of the nationally imagined communities« (ebd., 44). Dabei waren es seiner Meinung nach neben Zeitungen insbesondere Romane, die in den Menschen das Gefühl einer Verbindung über die individuelle Bekanntschaft hinaus erzeugten. Sie zirkulierten im gesamten nationalen Raum und verbanden damit Leser*innen an ganz unterschiedlichen Orten miteinander.

Der Buchdruck brachte zudem die Fixierung und Normierung der Sprache, die in Grammatiken und Wörterbüchern Ausdruck fand. All das ließ die Überzeugung wachsen, die jeweilige Sprache sei Eigentum der Gruppe von Menschen, die diese tagtäglich spricht und liest (ebd., 84). Die Nachkommen dieser Gruppe gelten seitdem als Muttersprachler*innen und werden strikt unterschieden von jenen, die sich nicht auf solche Vorfahr*innen berufen können – eine Unterscheidung, die bis ins 17. Jahrhundert unvorstellbar war:

Given a pre-modern Europe where orthography and grammatology were primarily scholastic practices, and not yet strategies of nationalization and naturalization, it would be less than tenable to speak of pre-seventeenth-century languages as having *de jure* »native speakers« in contradistinction to »non-native speakers« [...]. (Gramling, 2016, 9)

David Gramling geht davon aus, dass vor dem 17. Jahrhundert Sprachen nicht als Systeme verstanden wurden, sondern als eine Art persönliches Repertoire, aus dem man sich beliebig bediente, ohne damit einer Zugehörigkeit Ausdruck zu verleihen (ebd., 13). Erst danach wurde die Sprache zu einem Instrument, über das sich eine affektive Verbindung zur Nation herstellen ließ: »Through that language, encountered at mother's knee and parted with only at the grave, pasts are restored, fellowships are imagined, and futures are dreamed« (Anderson, 1991, 154).

Die literarische Feldforschung befasste sich nicht explizit mit der Nationalisierung der Literatur. Im Zentrum ihres Interesses stand vielmehr deren Autonomisierung, also der Kampf literarischer Akteur*innen um eine gewisse Unabhängigkeit von Kirche, Wirtschaft und Staat. Doch Autonomisierung und Nationalisierung der Literatur sind eng miteinander verbunden.⁹ Die Autor*innen literarischer Werke gehörten zu jenem Personenkreis, der den Volkssprachen die Bedeutung gab, die sie zu Nationalsprachen avancieren ließ. Ihnen wiederum ermöglichte dieser Prozess eine gewisse Unabhängigkeit von Kirche und Staat. Dabei handelte es sich durchwegs um internationale Prozesse, in denen sich die jeweiligen Autor*innen an Vorbildern aus anderen Sprachen und Literaturen orientierten. Doch das Ergebnis waren nationalisierte Literaturen, denen Grenzen gegenüber all jenen eingeschrieben waren, die nicht als der Nation zugehörig galten. Der erste europäische Autor, der eine Vulgärsprache zur Literatursprache erhob, war Dante Alighieri. Er verfasste im 14. Jahrhundert ein Werk im toskanischen Dialekt, den er zu einer Literatur- und Wissenschaftssprache entwickeln wollte, um ein größeres Publikum zu erreichen. Dies war der erste Schritt in einem Prozess der Nationalisierung und Autonomisierung der Literatur, der jedoch vorerst misslang, weil Dantes Versuch, eine Nationalsprache zu etablieren, nicht mit einer staatlichen nationalen Einigung einherging (Casanova, 2008, 89–92; Garber, 1989, 11–19).

Dantes Ideen wurden im 16. Jahrhundert in Frankreich von Joachim du Bellay in seiner *Deffence et Illustration de la langue françoise* (1549) aufgegriffen. Darin entwarf Du Bellay ein Programm, dessen Ziel es war, die französische Sprache zu einer Literatur- und Nationalsprache zu entwickeln (Casanova, 2008, 79–89). François de Malherbe führte

9 Diese Verbindung von Nationalisierung und Autonomisierung mag erklären, warum es im heteronomen Teil des Feldes nicht zu einer Ausgrenzung von Zugewanderten und deren Nachkommen kommt. Mit dem Begriff »heteronom« beschreibt Bourdieu jene Werke, die sich politischen und ökonomischen Zwängen unterwerfen, statt auf Autonomie von diesen beiden Feldern zu bestehen (Bourdieu, 2001, 349). Als Beispiel dafür, dass Ausgrenzung im heteronomen Teil des Feldes seltener ist, sei hier Akif Pirinçci zitiert, der sich zunächst autonom zu positionieren versuchte. 1980 veröffentlichte er seinen ersten Roman mit dem Titel *Tränen sind nicht das Ende*, mit dem er sich bewusst an Ulrich Plenzdorfs Klassiker *Die neuen Leiden des jungen W.* anlehnte und damit auch in die Tradition von Johann Wolfgang von Goethe stellte, um sich in die deutsche Literatur einzuschreiben. Doch der Roman wurde kaum wahrgenommen. Pirinçci wechselte daraufhin das Genre. Seit 1989 veröffentlicht er Kriminalromane, deren Protagonist die Katze *Felidae* ist – eine Anspielung auf E.T.A. Hoffmanns *Kater Murr*. Mit diesen ist er nicht nur im deutschsprachigen Raum, sondern auch international sehr erfolgreich. Seine türkische Herkunft spielt weder in den Texten selbst noch in ihrer Rezeption eine Rolle (Cheesman, 2007, 58f.). Tatsächlich tritt der Autor inzwischen für homogene Vorstellungen des Deutschseins ein, unterstützt Pegida und die Alternative für Deutschland (AfD) und wurde mehrfach wegen Verhetzung verurteilt.

diese Nationalisierung der Sprache fort. Er näherte die Literatur der gesprochenen Sprache an und setzte sich dafür ein, diese »gesprochene Prosa« als Norm festzuschreiben. Damit begründete er die Standardisierung der Sprache, wie sie später in Wörterbüchern und Grammatiken fixiert werden sollte (ebd., 97–100). Die französische Sprache entwickelte sich jedoch nicht gleich zu einer rein nationalen Literatursprache. Vielmehr trat sie zunächst das Erbe der lateinischen Sprache an (ebd., 106–114; vgl. dazu Jurt, 2014, 22–53). Dass die französische Sprache in Europa die Rolle einer transnationalen Literatursprache einnehmen konnte, wurde jedoch schon im 18. Jahrhundert mit dem »Genie« der Sprache, also mit ihrer besonderen Ausdrucksqualität begründet, deren Ursprung man im »Genie« der Nation sah und als deren Vollendung die Literatur galt (Jurt, 2014, 86–89).

Diese französischen Ansätze legten den Grundstein für ein nationalkulturelles Denken im deutschsprachigen Raum. Bedeutendster Vordenker dieser Bewegung war Johann Gottfried Herder, der in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts ein »Ideal substantieller Lebensformen« propagierte, »in denen der Geist einer Nation, der Geist ihrer Sprache und der Geist ihrer Literatur zu einer bruchlosen Deckung kommen« sollten (Koch, 2002, 116). »Der Genius der Sprache ist [...] der Genius von der Litteratur einer Nation«, so Herder in seinem Text *Ueber die neuere Deutsche Litteratur* (Herder, 1767, 20). Und er war bei weitem nicht der Einzige, der diese Vorstellung propagierte (Stukenbrock, 2005, 217–222).

Herders Ideen fanden nicht nur im deutschsprachigen Raum, sondern weltweit Anklang und trugen entscheidend zur Aufspaltung in nationale Sprach- und Literaturräume im 19. und 20. Jahrhundert bei (Casanova, 2008, 117–125). Auch dazu leisteten Autoren einen wichtigen Beitrag – darunter wahrscheinlich auch Frauen, die aber weniger wahrgenommen wurden und damit weniger Einfluss auf diesen Veränderungsprozess ausübten. Die Schriftsteller trieben die Autonomisierung der deutschen Literatur um die Wende zum 19. Jahrhundert einen Schritt voran (Jurt, 2014, 113–122). In dieser Zeit versuchte Johann Wolfgang von Goethe in seinem Drama *Götz von Berlichingen* die Ideen Herders in Literatur zu übersetzen (Koch, 2002, 106f.). Gemeinsam mit Friedrich Schiller etablierte er in Weimar ein Nationaltheater, das diesen Ideen Raum geben sollte (Wilmer, 2008). Darüber hinaus begannen sich viele Autor*innen in ihren Schriften intensiv mit der Idee der deutschen Nation auseinanderzusetzen. Dass sie sich dabei auch kritisch äußerten, änderte nichts daran, dass eine Fokussierung auf die Nation stattfand (Schmitz, 2010, 37f.). Selbst jene, die in dieser Zeit transnational dachten, so zum Beispiel anhand von Konzepten der Weltliteratur, stellten die Nation an sich nicht in Frage (Goßens, 2011, 5). Neben den Autor*innen waren auch Philolog*innen von entscheidender Bedeutung für die Etablierung von Nationalliteraturen. Um 1800 stiegen die Studien zu Sprache und Literatur in ganz Europa sprunghaft an. Sie begannen die lange Geschichte der Nationalliteraturen zu konstruieren, wie wir sie heute kennen, und untermauerten damit die Idee, dass Sprache, Literatur und Nation unabdingbar miteinander verbunden sind (Leerssen, 2008, 25).

Mit diesem Prozess der Nationalisierung von Sprache und Literatur ging die ideologische Ausgrenzung all jener einher, die man als der Nation nicht zugehörig definierte. In diesem Zusammenhang etablierten sich auf vier Ebenen Grenzziehungen gegenüber Zugewanderten: auf sprachlicher, literarischer, thematischer und rechtlicher Ebene.

ne. Den Autor*innen wurde sprachliche, literarische und thematische Kompetenz abgesprochen, nicht, weil sie über diese objektiv nicht verfügten, sondern weil aufgrund ihrer Herkunft davon ausgegangen wurde, dass sie über diese nicht verfügen konnten – man könnte in diesem Fall mit Erol Yildiz von einem »impliziten Nationalismus« sprechen, der eben nicht offen ausgesprochen und deswegen auch nicht als solcher wahrgenommen wird (Yildiz, 2017, 73–75). Die Begrenzung staatlicher Förderungen für Schriftsteller*innen auf Staatsbürger*innen zementierte diese Ausgrenzung auf rechtlicher Ebene. Der konkrete Mechanismus ist vor allem für die Sprache gut dokumentiert, wobei die sprachliche Grenzziehung automatisch die Ausgrenzung aus der Literatur beinhaltete. Daneben existieren jedoch auch spezifische Mechanismen der literarischen und thematischen Abgrenzung, die aber nur angedeutet werden können, weil zu diesen Themen nur wenige Untersuchungen vorliegen. Die rechtliche Grenzziehung schließlich erklärt sich mit einer Kulturpolitik, die sich in der Mitte des 20. Jahrhunderts zu etablieren begann und Preise und Förderungen bis Ende des 20. Jahrhunderts Staatsbürger*innen vorbehielt.

3.3 Mechanismen der Ausgrenzung von Zugewanderten und deren Nachkommen

Dass sich die Sprache im Zuge der Nationalisierung zum Besitz einer Gruppe entwickelte, hatte zur Folge, dass nur jenen Kreativität in der jeweiligen Nationalsprache zugesprochen wurde, die diese als Muttersprache gelernt hatten (Kremnitz, 2015, 64f.; Martyn, 2014, 41–44; Yildiz, 2012, 6–11).¹⁰ Begründet wurde diese These mit dem innigen Zusammenhang zwischen Sprache und Nation. So erklärte Herder in einer Rede, die er wahrscheinlich 1766 hielt: »Hat nun eine jede Sprache ihren bestimmten Nationalcharakter: so scheint mir die Natur bloß zu meiner Muttersprache eine Verbindlichkeit aufzuerlegen, weil diese meinem Charakter angemessener ist, und meine Denkungsart ausfüllet« (Herder, 1846, 153). Auf diese Argumentation baute Friedrich Schleiermacher auf, als er 1813 in einem Vortrag zur Übersetzung argumentierte, dass »jeder nur in seiner Muttersprache ursprünglich producire« (Schleiermacher, 1969, 60). Ausführlicher erläutert diesen Gedanken der Philologe Heymann Steinthal in seinem Aufsatz »Von der Liebe zur Muttersprache«, der 1866 zum ersten Mal erschien. Seiner Meinung nach ist die fremde Sprache immer dem Verstand verpflichtet und deswegen kalt: »Hieraus ergibt sich, dass wir nur in der Muttersprache uns schöpferisch betätigen, während wir uns der fremden Sprache gegenüber nur aufnehmend, Gegebenes benutzend verhalten« (Steinthal, 1880, 104). Dabei betonte er, dass die Muttersprache natürlich gegeben ist. Eine andere Sprache kann nie diese Funktion übernehmen, auch wenn man in sie hineingeboren und mit ihr aufgewachsen ist: »[W]er kann zweifeln, dass der N[...] in Amerika, dem plötzlich ein

10 Sprache erweist sich auch in anderen Feldern, so zum Beispiel in der Wissenschaft, in ähnlicher Weise als zentraler Mechanismus der Ausgrenzung. Doch die Auseinandersetzung über Sprache verläuft in diesem Feld aufgrund der Internationalisierung der Wissenschaft und der hohen Bedeutung des Englischen für wissenschaftliche Anerkennung deutlich anders (Povrzanovic Frykman, Narveslius und Törnquist-Plewa, 2023).

Landsmann aus Afrika beige stellt wird, in Liebe zur Muttersprache erglöh?« (ebd., 101). In diesem Schema bleibt ein Afroamerikaner Landsmann eines jeden Menschen aus Afrika und seine Muttersprache die Sprache der Gruppe von Menschen, der seine Vorfahren entstammten.

Diese ausgrenzenden Ideen wirken zum Teil bis heute nach, und zwar weit über den deutschsprachigen Raum hinaus. Das zeigt sich insbesondere in der linguistischen Forschung. Bis in die Gegenwart werden in verschiedensten Sprachen deutliche Grenzen zwischen Muttersprachler*innen und Nicht-Muttersprachler*innen gezogen. Dabei geht es nicht allein darum, ob die jeweiligen Personen die Sprache tatsächlich beherrschen, sondern darum, ob sie von denen, die sich als Muttersprachler*innen sehen, akzeptiert werden: »It is not enough to have intuitions about grammaticality and linguistic acceptability and to communicate fluently and with full competence; one must also be recognized as a native speaker by the relevant speech community« (Kramsch, 1997, 363). In diesem Prozess spielen auch Klasse, Geschlecht und Ethnie eine Rolle. In einer Untersuchung zu französischen Eingewanderten und deren Nachkommen in Frankreich weist Maya Angela Smith nach, dass ihnen die Sprachkompetenz aufgrund ihrer Hautfarbe kategorisch abgesprochen wird, auch wenn sie in Frankreich geboren und aufgewachsen sind:

Linguistic competence, therefore, is often determined by more than just the ability to use a language; linguistic competence depends on the ability to prove cultural legitimacy, whether one is a well-known writer or the average immigrant from a former colony. This claim on legitimacy extends beyond language to include nationality, ethnicity, race, religion and the colour of one's skin. (Smith, 2015, 326)

Jemandem die sprachliche Kompetenz abzusprechen, bedeutet also, ihr oder ihm gegenüber eine kulturelle Grenze zu ziehen. Gleichzeitig wird damit die eigene Zugehörigkeit zur jeweiligen Kultur bestätigt. Nur wer diese Zugehörigkeit für sich in Anspruch nehmen kann, darf beurteilen, was in einer Sprache korrekt oder inkorrekt ist. Das Recht, die Sprache zu normieren bzw. zu verändern, bleibt allein diesen Personen vorbehalten. Diesen Anspruch, die Macht über die Sprache zu besitzen und deswegen sprachlich all jenen überlegen zu sein, die nicht in die Sprache geboren sind, beobachtet der deutschsprachige Autor Franco Biondi, der aus Italien stammt, bei vielen seiner Leser*innen:

In dieser Interaktion wird der deutsche Leser als der in seine deutsche Muttersprache Hineingeborene definiert und als ein Mensch betrachtet, der mit mehr Macht über die Sprache ausgestattet ist. Der ausländische Schriftsteller wird dagegen als ein in die deutsche Sprache Hineingepflanzter betrachtet, also sozusagen als Gast definiert. Dementsprechend wird er als jemand betrachtet, der weniger Macht – und Befugnisse – über die Sprache hat. (Biondi, 1986, 29)

Dass dieses Absprechen von sprachlicher Kompetenz eng mit der Nationalisierung von Literatur zusammenhängt, belegen Untersuchungen zu zugewanderten Autoren, die sich in Österreich in den 1930er, 1940er und 1950er Jahren etablierten, also in einer Zeit, in der sich die österreichische Literatur erst zu nationalisieren begann. Elias Canetti,

György Sebestyén und Milo Dor wurde die sprachliche und damit auch die literarische Kompetenz nicht automatisch abgesprochen, auch wenn Deutsch nicht ihre Muttersprache war und sich zumindest für Sebestyén nachweisen lässt, dass sein Übergang vom ungarischen zum deutschsprachigen Schriftsteller alles andere als einfach war (Englerth, 2016b; Schwaiger, 2016a; Sievers, 2016a).

Doch es ist nicht nur diese sprachliche Grenze, die literarische Anerkennung auf eine bestimmte Gruppe einschränkt. Die Anerkennung von Zugewanderten und deren Nachkommen in der Literatur wird zusätzlich durch literarische Grenzen erschwert, die sich genau wie die sprachlichen Grenzen im Zuge der Nationalisierung im 19. Jahrhundert in das Denken über Literatur einschrieben. Steinthal führte seine Gedanken zur Muttersprache mit der These fort, dass Dichtung in der Muttersprache aufgrund unserer gefühlsmäßigen Verbindung zu dieser Sprache, immer die größte Wirkung auf uns haben muss: »Darum wirkt kein fremder Dichter, auch der größte nicht, so mächtig auf uns, wie unsere Klassiker« (Steinthal, 1880, 103). Ähnlich argumentierten die französischen Philologen Gaston Paris und Ferdinand Brunetière Ende des 19. Jahrhunderts. Obwohl sich ihre Vorstellungen von französischer Nationalliteratur deutlich unterschieden, waren sie sich doch darin einig, dass das Verständnis dieser Literatur den Franzosen*Französinen vorbehalten sei (Bähler, 2011, 153, 158). In ihnen bringe diese Literatur eine geheime und intime Saite zum Klingen, die bei Fremden, wie Paris diese nennt, stumm bleibe, so der Wissenschaftler 1870 in einer Vorlesung (Paris, 1885, 99f.). Und Brunetière behauptete 1897, Fremde könnten die Charakteristika dieser Literatur nicht verstehen bzw. nicht fühlen (Brunetière, 1897, 192f.). Zugewanderte und deren Nachkommen wurde damit abgesprochen, dass sie ein Gefühl für französische Literatur entwickeln können.

Diese Argumente entstanden in einer Zeit, in der der Bezug auf diese Literatur für die Anerkennung in literarischen Feldern immer zentraler wurde, wie Bourdieu zeigt:

Tatsächlich wird in dem Maße, in dem sich das Feld abschließt, die praktische Beherrschung besonderer Kenntnisse der gesamten Gattungsgeschichte, objektiviert in vergangenen Werken und registriert, kodifiziert, kanonisiert von einem ganzen Berufsstand der Bewahrung und Feier, von Kunst- und Literaturhistorikern, Exegeten, Analytikern, Teil der Eintrittsvoraussetzungen in das Feld der eingeschränkten Produktion. (Bourdieu, 1997b, 92)¹¹

Die Kenntnis literarischer Traditionen entwickelte sich also im Zuge der Nationalisierung der Literatur zu einer Voraussetzung für den Zugang zum literarischen Feld. Gleichzeitig entstand die Vorstellung, dass sich diese Kenntnis nur jene wirklich aneignen können, die in die Sprache und damit auch in die Literatur hineingeboren sind. Mit diesen beiden Entwicklungen etablierte sich somit ein zweiter Mechanismus, mit dem Zugewanderten der Zugang zum Feld allein aufgrund ihrer Herkunft verwehrt wurde.

11 Bei diesem Text handelt es sich um eine frühere Version eines Kapitels, das Bourdieu später in *Die Regeln der Kunst* einfließen ließ (zweiter Teil, Kapitel 2). Insofern findet sich das obige Zitat auch in diesem Buch (Bourdieu, 2001, 384), allerdings in einer weniger verständlichen Übersetzung.

Schließlich ging mit der steigenden Fokussierung der Literatur auf die Nation auch eine thematische Eingrenzung einher. So argumentierte Johann Gottlieb Fichte in seinen *Reden an die deutsche Nation*, die 1808 zum ersten Mal erschienen: »Das edelste Vorrecht und das heiligste Amt des Schriftstellers ist dies, seine Nation zu versammeln, und mit ihr über ihre wichtigsten Angelegenheiten zu beratschlagen« (Fichte, 2008, 206). In dieser Zeit zeigte sich auch in der Literatur eine deutliche Fokussierung auf die Nation. Das bedeutet nicht, dass die Schriftsteller*innen sich grundsätzlich für die Nation einzusetzen begannen. Vielmehr wurden oftmals kritische Positionen bezogen. Doch auch mit der Kritik an der Nation ging eine thematische Fokussierung auf die Nation einher. Diese blieb bis in die jüngste Vergangenheit bedeutend. So etablierte sich die Gruppe 47 in Deutschland als »das kritische Gewissen der Nation« (Tommek, 2015, 86). Mit ihr begann eine Fokussierung der deutschen Literatur auf die jüngste Geschichte und zwar auch dann, wenn diese sich nicht explizit mit Deutschland beschäftigte. So blieben selbst jene Texte, die sich insbesondere seit den 1960er Jahren dem globalen Süden widmeten, stark der Auseinandersetzung mit der deutschen Geschichte verpflichtet, wie Arlene A. Teraoka nachweist: »What takes shape in the leftist dream of a non-European otherness is the dream of the German liberated from his fascist past« (Teraoka, 1996, 169).

Diese thematische Ausgrenzung hatte nicht nur zur Folge, dass sich Zugewanderte und deren Nachkommen für Themen, die über diese nationale Fokussierung hinausweisen, erst Gehör verschaffen mussten. Sie bedeutete auch, dass ihr Beitrag zu nationalen Debatten oft unbeachtet blieb, wie Leslie A. Adelson für deutsch-türkische Autor*innen feststellt: »[D]espite the fact that ensuing migrations and births have made Turks the largest national minority residing in unified Germany, they are rarely seen as intervening meaningfully in the narrative of postwar German history« (Adelson, 2000, 96). Sollten diese Autor*innen überhaupt Anerkennung finden, dann gelten sie als Autoritäten für Fragen, die Migration betreffen, aber nicht für eine Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus, dem Holocaust oder gar der Wiedervereinigung. Gleichzeitig jedoch wird für die vollständige Anerkennung in der jeweiligen Nation die Auseinandersetzung mit ihrer Geschichte und Gegenwart gern als Voraussetzung zitiert. Das belegt die Rezeption Herta Müllers in literarischen Kreisen:

Aus den letzten Jahren sind mir eine ganze Reihe von Gesprächen gegenwärtig, [...] in denen mein Gesprächspartner bedauernd feststellte, Herta Müller werde es noch einmal schwer haben, denn bisher habe sie doch nur über ihre Erfahrungen mit der Diktatur in Rumänien geschrieben. Und ob sie wirklich eine so gute Schriftstellerin sei, wie allgemein behauptet werde, würde sich erst dann erweisen, wenn sie tatsächlich hier angekommen sei und sich auch an hiesige Stoffe herantraue. (Wichner, 2002, 3)

Ähnlich galt auch Terézia Mora in der Literaturkritik erst als vollständig in der deutschen Literatur angekommen, als sie mit Darius Kopp eine deutsche Figur ins Zentrum ihres zweiten Romans *Der einzige Mann auf dem Kontinent* (2009) stellte – die Hauptfigur ihres ersten Romans *Alle Tage* (2004), Abel Nema, kam als Flüchtling aus Jugoslawien nach Deutschland (Case, 2015, 212).

Wie stark sich diese nationalen Grenzziehungen auf die Literatur von Zugewanderten auswirken können, hat Veronique Porra in ihrer Studie zur Literatur zugewanderter

Autor*innen nicht-französischer Erstsprache in Frankreich dargelegt. Sie betont, dass diese Autor*innen in Frankreich willkommen sind, weil sie die Mythen der französischen Nation, also die Geschichten, die sich diese Nation von sich selbst erzählt, durch ihre Präsenz bestätigen, insbesondere wenn es sich um Autor*innen handelt, die vor Unterdrückung fliehen mussten. Zu diesen Mythen zählt Porra die universelle Bedeutung der französischen Sprache, Literatur und Kultur sowie die Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, die Frankreich sich seit der Revolution auf seine Fahnen schreibt. Porra argumentiert, dass die Autor*innen in ihren Werken zur Anpassung an diese Mythen gezwungen sind. Sie müssen die Universalität der französischen Sprache anerkennen, was ihnen wenig Raum für einen kreativen Umgang mit der Sprache lässt. Darüber hinaus finden ihre Texte besonders dann Anklang, wenn sie den Mythen der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit Ausdruck verleihen, die ihnen als Autor*innen überhaupt erst ermöglichen, dass sie weiterhin leben und schreiben können (Porra, 2011, 21f., 53–59).

Die rechtliche Ausgrenzung von Zugewanderten wird erst mit der fortschreitenden Institutionalisierung literarischer Felder relevant. Der Prozess der Autonomisierung der Literatur führte in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts in vielen Nationalstaaten zur Einführung staatlicher Subventionen, mit der die Unabhängigkeit der Literatur von Ökonomie und Politik garantiert werden sollte. Bis zur Wende zum 21. Jahrhundert wurden diese meist nur an Staatsbürger*innen vergeben. In Frankreich hielt sich dieses Auswahlkriterium bis 1993 (Sapiro, 2013, 80). In Österreich, wo der Erwerb der Staatsbürgerschaft um einiges strenger reguliert ist als in vielen anderen europäischen Staaten und die staatliche Unterstützung für Schriftsteller*innen aufgrund der kleinen nationalen Leser*innenschaft gleichzeitig weitaus wichtiger ist, wurden Autor*innenstipendien erst 2001 vollständig für alle Personen geöffnet, die in Österreich ansässig sind (Bundeskanzleramt, 2001, 109f.; ders., 2002, 104f.). Allerdings gab es schon zuvor vereinzelt Fälle von Förderungen, die an zugewanderte Autor*innen vergeben wurden. So erhielt Dimitré Dinev 1999 ein Arbeitsstipendium, obwohl er zu diesem Zeitpunkt noch nicht österreichischer Staatsbürger war (siehe dazu Abschnitt 6.1).

Die Nationalisierung literarischer Felder kann also auf verschiedenen Ebenen die Ausgrenzung von Immigrant*innen und deren Nachkommen zur Folge haben. Wie genau sich dieser Prozess in den jeweiligen literarischen Feldern gestaltete, ist bisher jedoch noch nicht im Detail erforscht. Genau hier setzt die postmigrantische Literaturgeschichte an.

3.4 Determinanten einer postmigrantischen Literaturgeschichte

Postmigrantische Literaturgeschichte nimmt die Ausgrenzung von Immigrant*innen in nationalisierten literarischen Feldern zum Ausgangspunkt einer Feldanalyse, die erklären will, ob, wie und wie weit es Immigrant*innen und deren Nachkommen im jeweiligen Feld gelungen ist, sich dieser Ausgrenzung zu widersetzen. Sie muss daher zunächst analysieren, wann und in welchem Ausmaß sich in die Struktur des jeweiligen literarischen Feldes nationale Grenzen eingeschrieben haben, die zur Ausschließung von Immigrant*innen beitragen. In einem zweiten Schritt ist zu klären, wie es zu einem Aufbrechen dieser Grenzen kommt. Anschließend widmet sie sich dem Prozess der schritt-

weisen Grenzverschiebung. Für diese drei Analyseschritte wird im Folgenden erklärt, inwieweit mit Bourdieus Ansatz gearbeitet werden kann und wo nachgeschärft werden muss.

3.4.1 Analyse der nationalen Grenzen literarischer Felder

Bourdieu wurde in diesem Text bisher vor allem als ein Theoretiker präsentiert, der erlaubt, Veränderungsprozesse in literarischen Feldern zu denken. Im Zentrum seines Interesses stand dabei, wie sich ausgewählte Autoren im 19. Jahrhundert gegen wirtschaftliche und politische Zwänge auflehnten, um Literatur zu einer unabhängigen kritischen Instanz in der demokratischen Auseinandersetzung zu entwickeln. So argumentiert er in *Die Regeln der Kunst*, dass sich Baudelaire und Flaubert mit ihrer Literatur bewusst gegen den schnellen wirtschaftlichen Erfolg entschieden und politische Verfolgung in Kauf nahmen, um sich vom direkten Einfluss von Wirtschaft und Politik auf die Literatur zu befreien. Diesen Autonomisierungsprozess erachtet Bourdieu wiederum als notwendig dafür, dass Autor*innen die Rolle von Intellektuellen übernehmen konnten, deren Ansichten in der gesellschaftlichen Auseinandersetzung ein eigener Stellenwert neben den politischen und wirtschaftlichen Positionen zukam. Baudelaire und Flaubert schufen also die Grundlage dafür, dass Émile Zola mit seinem Essay *J'accuse* in der Dreyfus-Affäre kritisch in das politische Geschehen eingreifen konnte, »mit Waffen freilich, die keine politischen sind« (Bourdieu, 2001, 213).

Bourdieu zeigte jedoch auch, dass dieser Prozess nur einer ausgewählten Gruppe von Menschen zu einer Stimme in der öffentlichen Auseinandersetzung verhalf. Das literarische Feld, wie es sich in diesem Prozess etablierte, bot all jenen einen strukturellen Vorteil, die von Kindesbeinen an mit Literatur umgeben waren (kulturelles Kapital), mit Schriftsteller*innen, Verleger*innen und Kritiker*innen verkehrten (soziales Kapital) und deren finanzielle Situation erlaubte, nicht vom Schreiben leben zu müssen (ökonomisches Kapital). Doch dieser strukturelle Vorteil wird im Feld verschleiert. Die Strukturen und Akteur*innen vermitteln den Anschein, dass jedem Menschen der Weg in die Literatur offensteht, solange ihre Texte gewissen Qualitätskriterien gerecht werden. Diese Verschleierung ist so effektiv, dass sie nicht nur jene als selbstverständlich hinnehmen, denen aufgrund mangelnden kulturellen, sozialen und ökonomischen Kapitals der Zugang zum Feld verwehrt wird. Auch all jene, die Positionen im Feld bekleiden, handeln im festen Glauben daran, dass es ihnen allein um die Förderung guter Literatur geht. Diese *illusio*, so Bourdieu, vermittelt allen Beteiligten das Gefühl, dass sie nicht im eigenen Interesse, sondern im Sinne eines hehren Ziels handeln, das die Selektion als objektiv gerechtfertigt legitimiert (Bourdieu, 2001, 360).

Doch das Feld selbst schafft erst die Kriterien, die in diesem Selektionsprozess angelegt werden. Ein Text wird zu einem literarischen Werk, indem er Anerkennung findet, nicht umgekehrt: »Produzent des Werts des Kunstwerks ist nicht der Künstler, sondern das Produktionsfeld als Glaubensuniversum, das mit dem Glauben an die schöpferische Macht des Künstlers den Wert des Kunstwerks als *Fetisch* schafft« (ebd., 362, Hervorhebung im Original). Der Verlag, der entscheidet, den Text zu veröffentlichen, die Kritiker*innen, die ihn rezensieren, die Jurys, die ihn mit einem Preis auszeichnen, die Wissenschaftler*innen, die ihn interpretieren, sie alle verleihen dem Text erst den Wert, der

ihn zu einem literarischen Werk macht. Diese Mechanismen haben auch mit der steigenden Ökonomisierung der Literatur in den vergangenen Jahrzehnten nicht an Bedeutung verloren, wie John B. Thompson in seiner Studie über den amerikanischen Buchmarkt feststellt:

Big books do not exist in themselves: they have to be *created*. They are social constructions that emerge out of the talk, the chatter, the constant exchange of speech acts among players in the field whose utterances have effects and whose opinions are trusted and valued to varying degrees. (Thompson, 2010, 195, Hervorhebung im Original)

Ähnlich hält auch Caroline Amlinger das »Literaturbetriebsgerede«, wie sie dieses in Anlehnung an David-Christopher Assmann nennt, für entscheidend für die Selektionsprozesse im literarischen Feld. Es stellt zwischen den verschiedenen Institutionen einen Konsens darüber her, welche Literatur förderungswürdig ist: »In diesem Sinne kann man sagen, dass nicht nur Verlage Bücher machen, sondern eben auch der Diskurs« (Amlinger, 2021, 409). Genau das hat jedoch auch Exklusion zu Folge: »Autor:innen können exkludiert werden, indem sie durch Nichtbeachtung vom öffentlichen Diskurs ausgeschlossen werden« (ebd., 410). Doch die Akteur*innen betrachten das nicht als Exklusion. Vielmehr sehen sie ihre Entscheidungen darüber, wer Anerkennung findet und wer unsichtbar bleibt, als objektive Urteile über die Qualität der Texte. Sie stellen die Selektion als einen natürlichen Prozess dar, der nicht hinterfragbar ist. Damit verschleiern sie die Machtstrukturen, in denen diese Entscheidungen vonstattengehen. Bourdieu beschreibt genau das als eine Form der symbolischen Gewalt, die »auf der symbolisch-sinnhaften Ebene des Selbstverständlichen und Alltäglichen operiert und zur Bejahung, Verinnerlichung und Verschleierung von gesellschaftlichen Herrschaftsverhältnissen führt« (Moebius und Wetterer, 2011, 1). Zentral für diese Form der Gewaltausübung ist die Sprache.

Bourdieu analysierte im Detail, wie diese symbolische Gewalt den unteren Klassen den Zugang zum literarischen Feld verwehrt. Die postmigrantische Literaturgeschichte will analog dazu verstehen, wie und wann die Ausgrenzung von Immigrant*innen zur Selbstverständlichkeit wird. Das lässt sich jedoch nicht universell beschreiben, weil die Nationalisierung literarischer Felder nicht nur zu unterschiedlichen Zeiten stattfand, sondern sich auch je nach Kontext anders ausgestaltete. Es gilt also zu untersuchen, wann, wie und wie weit ausgewählte literarische Institutionen das nationale Denken im jeweiligen Feld normalisieren. Von zentralem Interesse ist dabei die Frage, wie weit in diesem Prozess Grenzen gegenüber Immigrant*innen gezogen werden. Das erlaubt sichtbar zu machen, wie ihre Ausgrenzung im literarischen Feld zur Selbstverständlichkeit wird.

3.4.2 Gesellschaftliche Krisen als Auslöser der Infragestellung nationaler Normen

Literarische Felder befinden sich ständig in Veränderung. Das hängt damit zusammen, dass zwar alle Akteur*innen im Feld das Interesse an der Literatur eint, dass jedoch dar-

über, was unter Literatur zu verstehen ist, keineswegs Einigkeit herrscht. Das jeweilige Verständnis von Literatur resultiert vielmehr daraus, welche Akteur*innen sich im Prozess der Anerkennung durchsetzen können. Dabei ist Distinktion entscheidend, um Aufmerksamkeit für den eigenen Text zu generieren. Neulinge können sich nur dadurch einen Namen machen, dass sie »mit den geltenden Gewohnheiten brechen« (Bourdieu, 2001, 379). In diesem Sinne ist Veränderung Teil der Logik des Feldes und prinzipiell unabhängig von externen Faktoren. Diese ständigen Veränderungen sind jedoch von umfassenden Wandlungsprozessen zu unterscheiden, wie Bourdieu sie für das französische literarische Feld im 19. Jahrhundert beschreibt. Im Verlauf eines solchen Prozesses werden grundlegende Normen und Regeln, die im Feld als selbstverständlich gelten, in Frage gestellt.

Solche grundlegenden Wandlungsprozesse lassen sich nicht aus der Logik des Feldes heraus erklären. Vielmehr resultiert jede Infragestellung gesellschaftlicher Normen, die sich zur Selbstverständlichkeit entwickelt haben, aus einer umfassenderen gesellschaftlichen Krise, wie Bourdieu 1972 in seinem Werk *Esquisse d'une théorie de la pratique* erläuterte, das unter dem Titel *Entwurf einer Theorie der Praxis* 1976 auf Deutsch veröffentlicht wurde. Krisen sind für ihn Momente, in denen die Übereinstimmung zwischen Wahrnehmungskategorien und objektiven Strukturen ins Wanken geraten, in denen also der Glaube an die Selbstverständlichkeit dieser Strukturen schwindet:

[D]ie Krise, die das Undiskutierte zur Diskussion, das Unformulierte zu seiner Formulierung führt, hat zur Bedingung ihrer Möglichkeit die objektive Krise, die, indem sie das unmittelbare Angepaßtsein der subjektiven an die objektiven Strukturen aufbricht, praktisch die Evidenzen zerstört und darin einen Teil dessen in Frage stellt, was ungeprüft hingenommen worden war. (Bourdieu, 2009, 331)

Krisen bedingen also eine neue Wahrnehmung der Welt, die in eine neue Sprache mündet, in der die bis dahin fraglos hingenommene Ordnung – die Doxa, wie Bourdieu diese nennt (Bourdieu, 1985, 28) – in Frage gestellt wird. In diesem Sinne beschreibt Boris Gobille Krisen als »bevorzugte Momente der *Reproblematisierung der Doxa* und der Entfatalisierung der Welt sowie der Produktion neuer Weltanschauungsschemen« (Gobille, 2004, 175, Hervorhebung im Original). Gobille untersucht die Krise des Jahres 1968 und deren Auswirkungen auf die französische Literatur. In unserem Fall dagegen geht es um eine Krise, die durch Migration ausgelöst wird. Dabei ist es aber nicht die Migration selbst, die hier als Krise bezeichnet werden soll – wie das oft der Fall ist, wenn zum Beispiel im Jahr 2015 von »Flüchtlingskrise« gesprochen wurde. Als Krise gilt hier vielmehr die Tatsache, dass durch Migration nationale Zugehörigkeit neu gedacht werden muss, weil immer mehr Menschen aufgrund der nationalen Grenzziehungen als nicht zugehörig gelten und ihnen deswegen gleichberechtigte Teilhabe abgesprochen wird. Ansatzpunkt, um nationale Doxa neu zu denken, ist die Menschenrechtserklärung, die für alle Menschen gleichberechtigte Behandlung einfordert, unabhängig von ihrer Herkunft, Religion oder Ethnizität. Die in dieser Erklärung propagierten Ideen finden im Rahmen gesellschaftlicher Auseinandersetzung über Migration Eingang in die verschiedenen nationalisierten literarischen Felder. Das heißt, jede einzelne nationale Krise ist

als Teil eines langen internationalen Prozesses zu sehen und doch individuell zu untersuchen.

Auslöser der Krise, die letztendlich zur Anerkennung von Immigrant*innen und deren Nachkommen in der Literatur führte, ist also nicht die steigende Zuwanderung an sich, sondern die Frage, ob Zugewanderte und ihre Nachkommen ein Recht auf gleichberechtigte Teilhabe in der jeweiligen Gesellschaft haben. Zu dieser beziehen unterschiedliche Akteur*innen in den verschiedenen Feldern Position, darunter neben Wirtschaft, Politik und Religion auch die Literatur. Dabei entwickeln sich nicht nur innerhalb einzelner Felder, sondern auch zwischen den Feldern Gegenpole. Die jeweilige Positionierung ist also immer in Relation zu anderen Positionierungen innerhalb eines Feldes zu verstehen. Gleichzeitig üben die Positionierungen in dominanten Feldern, wie der Politik und der Wirtschaft, einen Einfluss auf Positionierungen in weniger bedeutenden Feldern wie der Literatur aus. So finden sich in der Politik Parteien, die Zugewanderten ein Recht auf Teilhabe zusprechen, wie die Grünen. Demgegenüber sprechen Parteien wie die FPÖ oder die AfD ihnen dieses Recht ab. Die dominanten Akteur*innen im Feld der Literatur haben sich lange gegen die politische Mobilisierung gegen Zugewanderte positioniert. Doch insbesondere in Deutschland hat sich in den vergangenen Jahren auch in der Literatur um Schriftsteller*innen wie Uwe Tellkamp und Monika Maron eine Gegenposition herauskristallisiert. Schon der große Erfolg von Tellkamps Roman *Der Turm* im Jahr 2008 lässt sich als Zeichen einer neo-konservativen Wende lesen, als eine »Sehnsucht nach Verbindlichkeit alter Werte« (Wagner, 2019, 105). Im März 2018 äußerte sich der Autor dann bei einer Podiumsdiskussion in Dresden explizit kritisch zu Flüchtlingen, von denen seiner Meinung nach 95 Prozent nicht auf der Flucht vor Krieg und Verfolgung seien, sondern in das deutsche Sozialsystem einwandern würden (ebd., 109). Die Krise wird hier also bewusst begriffen als eine »Begegnung zwischen literarischem Feld und einer besonderen politischen Krisenkonjunktur« (Gobille, 2004, 174, Hervorhebung im Original).

Gleichzeitig ist zu bedenken, dass die Positionierungen immer auch mit den Entwicklungen im jeweiligen Feld sowie in der jeweiligen Gesellschaft in Zusammenhang stehen. Das Jahr 1968 zum Beispiel hatte in der Bundesrepublik Deutschland anders als in Frankreich oder auch in Österreich eine Öffnung für Immigrant*innen in der Literatur zur Folge (Sievers und Vlasta, 2018a, 220). In Frankreich setzte eine Veränderung erst in den 1980er Jahren ein, als Immigrant*innen und ihre Nachkommen gleiche Rechte verlangten (Reeck, 2018, 178). In Österreich führten erst die gesellschaftlichen Auseinandersetzungen um 1986 zu den dementsprechenden Veränderungen im literarischen Feld. Zudem können feldinterne Faktoren auch für den Verlauf der Krise im Feld eine Rolle spielen. So kann die Reaktion auf Immigration eng damit zusammenhängen, welche Bedeutung Immigrant*innen in der Vergangenheit im jeweiligen literarischen Feld zukam. Diese Geschichte kann im Prozess der Anerkennung gegenwärtiger Immigrant*innen neue Relevanz erhalten. Außerdem können allgemeine Veränderungsprozesse im Feld, wie die Internationalisierung, Medialisierung oder auch Politisierung der Literatur, Einfluss darauf ausüben, ob und wie sich das Feld für Immigrant*innen öffnet. Diese Prozesse zu berücksichtigen, heißt, den Möglichkeitsraum auszuleuchten, der sich für diese Gruppe zum Zeitpunkt ihres Eintritts in das Feld bietet. Denn auch wenn Zugewanderte und deren Nachkommen im literarischen Feld als Neuheit erscheinen, so

müssen die Positionen, die sie in diesem Feld besetzen, zumindest als Möglichkeit angelegt sein, damit sie in diesem Sichtbarkeit erlangen. Ob und wie die Autor*innen diese Möglichkeiten dann wahrnehmen, hängt von ihrem Habitus ab.

3.4.3 Zusammenwirken von Habitus und Feld im schrittweisen Veränderungsprozess

Pierre Bourdieu betrachtete Charles Baudelaire und Gustave Flaubert als Initiatoren des Veränderungsprozesses im französischen literarischen Feld des 19. Jahrhunderts. Ihre zentrale Rolle in diesem Prozess erklärte er mit ihrem Habitus. Der Habitus stellt »etwas Erworbenes und zugleich ein ›Haben« dar (Bourdieu, 2001, 286). In ihm vereint sich alles, was ein Mensch von Geburt an lernt, aber nicht als gelernt, sondern als selbstverständlich empfindet. Ein wichtiger Grundstein dieses Wissens wird in der Familie gelegt. In ihr liegt der Schlüssel für soziale Reproduktion, denn die Familie vererbt ihren Nachkommen nicht nur das ökonomische Kapital, das ihren Platz in der gesellschaftlichen Hierarchie entscheidend mitbestimmen wird. Über die Familie werden auch kulturelles Kapital, wie zum Beispiel Bildung, und soziales Kapital, also gesellschaftliche Netzwerke, an die kommenden Generationen weitergegeben (Bourdieu, 1992). Doch der Habitus lässt sich nicht auf die Herkunft reduzieren, sondern umfasst auch Erfahrungen, die die Herkunft in Frage stellen und damit eine Grenzüberschreitung ermöglichen. Erst in dieser Auseinandersetzung entstehen nach Meinung Bourdieus jene »unklassifizierbaren Bastardwesen«, die Revolutionen in der Literatur hervorbringen, weil sie Positionen vereinen, die als unvereinbar gelten (Bourdieu, 2001, 184).

Zu diesen zählen auch Baudelaire und Flaubert. Sie stammten beide aus dem Bürgertum. Dieser Hintergrund prägte ihre Wahrnehmung der Möglichkeiten in der Literatur und erlaubte ihnen, Positionen zu etablieren, die für andere, die nicht über dasselbe Kapital verfügten, nicht einmal denkbar, geschweige denn umsetzbar bzw. finanzierbar gewesen wären. Gleichzeitig jedoch standen die beiden Autoren dieser bürgerlichen Herkunft sehr kritisch gegenüber. Beide wollten nicht den Weg einschlagen, den ihnen diese vorgab. Vielmehr lehnten sie die mit der bürgerlichen Herkunft einhergehenden Moralvorstellungen ab. Aus diesem Habitus erklärt sich, dass sie zwar Kritik am Bürgertum übten, aber in einem sprachlichen und literarischen Stil, der zutiefst bürgerlich geprägt war.

Diese neue Position in der Literatur, die ihnen gemeinsam ist, gestalteten sie wiederum individuell sehr unterschiedlich aus. Das erklärt sich damit, dass der Habitus nicht als deterministisch verstanden werden darf. Schon 1970 erläuterte Bourdieu, der Habitus sei »weder ein gemeinsamer Code, noch ein allgemeines Repertoire von Antworten auf gemeinsame Probleme, noch gar eine Anzahl einzelner und vereinzelter Denkschemata, sondern eher ein Zusammenspiel bereits im voraus assimilierter Grundmuster«. Diese wiederum bringen »eine Unzahl einzelner Schemata hervor, die sich ohne weiteres auf den Einzelfall anwenden lassen« (Bourdieu, 1974a, 143). Der Habitus bildet also einen unbewussten Rahmen, in dem Schriftsteller*innen agieren, aber innerhalb dieses Rahmens stehen ihnen immer noch unendlich viele Möglichkeiten zur Verfügung, von denen sie nur ausgewählte in ihrem Schreiben realisieren. Die Entscheidung für eine spezifische literarische Positionierung hängt dabei auch mit den Möglichkeiten zusam-

men, die im jeweiligen literarischen Feld zu diesem Zeitpunkt zur Verfügung stehen. So sehr sich zwei Personen in ihrem Habitus auch ähneln mögen, ihr Schreiben wird sich immer unterscheiden, nicht zuletzt, weil Distinktion entscheidend für Aufmerksamkeit und Anerkennung ist.

Diese individuellen Positionierungen wiederum bewirken einen schrittweisen Veränderungsprozess im Feld. So beschreibt Bourdieu Baudelaire als Gesetzgeber des Prozesses, der französischen Schriftsteller*innen letztendlich eine gewisse Autonomie von Politik und Wirtschaft brachte. Er verkörperte »die extremste Position der Avantgarde: die der Revolte gegen alle Machtinstanzen und alle Institutionen, angefangen bei den literarischen« (Bourdieu, 2001, 110). Er brach nicht nur in der sprachlichen und formalen Gestaltung seiner Werke radikal mit den bürgerlichen Werken seiner Zeit, sondern auch in seiner expliziten Infragestellung der Académie française, in seiner Verlagswahl und in seiner Auffassung von Kritik (ebd., 103–114). Damit initiierte er im Feld eine Auseinandersetzung, die Flaubert fortsetzte, allerdings in weit weniger radikaler Form. Das erklärt sich gerade auch mit Baudelaires radikalem Bruch, mit dem »der Heroismus des Anfangs« im Feld obsolet wurde (ebd., 114). Der erste Bruch war vollzogen, und Flaubert konnte darauf aufbauen.

Die postmigrantische Literaturgeschichte schließt an diese Analyse eines Veränderungsprozesses in der Literatur an. Auch sie stellt die Autor*innen und ihre Werke ins Zentrum der Infragestellung nationaler Grenzen im jeweiligen literarischen Feld. Dabei spielt der Habitus des jeweiligen Autors bzw. der jeweiligen Autorin eine entscheidende Rolle. Damit soll nicht dem Rückfall in einen Biografismus das Wort geredet werden, wie er gerade in der Forschung zur Literatur von Zugewanderten und deren Nachkommen abgelehnt wird, weil diese oft auf ihre Migrationsbiografie reduziert werden. Vielmehr soll gerade diese Reduzierung auf ein einziges biografisches Element überwunden werden. Denn erst aus einem umfassenden Blick auf die Biografie, die zum Beispiel auch die Ausbildung oder aber die Bezüge zum literarischen Feld beinhaltet, lassen sich Rückschlüsse auf den Habitus und damit auf die schriftstellerische Positionierung ziehen. Der Blick reicht also weit über die ethnische bzw. biologische Herkunft hinaus und stellt im Anschluss an Pascale Casanova die Bezüge der Autor*innen zur intellektuellen Welt her (Casanova, 2011, 21). Zudem werden nicht allein die Zugewanderten und deren Nachkommen einer solchen biografischen Analyse unterzogen. Relevant ist auch der Hintergrund von Verleger*innen und Kritiker*innen, die diese im Prozess der Anerkennung ihrer Literatur unterstützt bzw. diesem entgegengewirkt haben, denn auch ihre Positionierung in dieser Auseinandersetzung lässt sich mit ihrem Habitus erklären.

Hinzu kommt, dass sich mit jeder Position, die ein*e Autor*in besetzt, die Möglichkeiten im Feld verändern. Das kann zum Beispiel heißen, dass die sprachliche Grenze, die für frühe Autor*innen noch ein Thema ist, für folgende Autor*innen weniger relevant wird. Dabei handelt es sich jedoch nicht um eine Aufhebung, sondern nur um eine Verschiebung der Grenze, denn die Autor*innen sehen sich im weiteren Verlauf des Prozesses neuen Grenzen gegenüber. Zu diesen zählen zum Beispiel die exotisierenden und damit limitierenden Beschreibungen, mit denen die Literatur von Zugewanderten von anderen Akteur*innen im Feld charakterisiert wird. Im deutschsprachigen Raum betrifft das vor allem die Begrifflichkeiten, die für diese Literatur geprägt wurden, darunter insbesondere Begriffe wie »Immigrantenliteratur« bzw. »Migrantenliteratur« oder

»Migrationsliteratur«. Diese beinhalten zwar eine erste Anerkennung als Literatur, aber gleichzeitig eine Abgrenzung von der jeweiligen Nationalliteratur, der wiederum ausgewählte Autor*innen mit neuen Positionierungen begegnen. Jede*r Autor*in sieht sich also mit ganz spezifischen Grenzen konfrontiert, die jeweils individuelle Positionierungen zur Folge haben.

Bei der Diskussion der Grenzüberschreitungen auf der Autor*innenebene soll zudem immer berücksichtigt werden, wie diese von Akteur*innen im Feld unterstützt werden. Denn wie Tom Cheesman betont, setzte sich in Deutschland eine kosmopolitische Literatur von Zugewanderten und deren Nachkommen auch deswegen durch, weil andere Akteur*innen im Feld, die deutscher Herkunft sind, ähnliche antinationale, säkulare und humanistische Ziele verfolgten (Cheesman, 2007, 46). Die Grenze im literarischen Feld verläuft also nicht zwischen Einheimischen und Zugewanderten und deren Nachkommen, sondern zwischen jenen, die die Aufnahme dieser Neuankömmlinge im Feld befördern, und jenen, die um ihre eigene Position fürchten und deswegen deren Aufnahme ins Feld ablehnen. Mit der Unterstützung der Autor*innen verändern sich auch die Institutionen, die sich einer neuen Gruppe öffnen und deren Anerkennung befördern. Zudem übernehmen einheimische Autor*innen Ideen, die in diesem Prozess Einzug ins Feld halten. Das heißt jedoch nicht, dass damit alle Grenzen überwunden werden. Deswegen muss abschließend auch gefragt werden, welche Grenzen gegenüber Zugewanderten und deren Nachkommen im literarischen Feld weiterhin wirksam sind.

Damit ist erklärt, wie der Veränderungsprozess im literarischen Feld verläuft. Doch wie wirken die Werke über das Feld hinaus? Dafür gilt es die Verortung literarischer Felder im jeweiligen Feld der Macht zu verstehen. In diesem werden zentrale Fragen verhandelt, die die jeweilige Gesellschaft definieren. Hier entscheidet sich unter anderem, wer als zugehörig wahrgenommen wird und wer nicht. An dieser Auseinandersetzung nehmen nach Bourdieu all jene teil, die sich in den jeweiligen Feldern als dominante Akteur*innen durchsetzen können. Zentral sind dafür Politik und Ökonomie, aber auch die Literatur hat sich in vielen Nationalstaaten zu einem Feld entwickelt, über das dominante Akteur*innen in gesellschaftliche Debatten eingreifen können, wie Bourdieu in *Die Regeln der Kunst* darstellt. Immigrant*innen und ihre Nachkommen sind an diesem Autonomisierungsprozess nicht unbedingt beteiligt, aber sie profitieren von ihm, denn auch sie können über die Anerkennung im literarischen Feld Einfluss auf die Debatten über Migration im Feld der Macht nehmen. Dabei mögen ihre Beiträge als nicht so relevant wahrgenommen werden wie jene von Politiker*innen und Wirtschaftstreibenden. Doch sie bleiben auch nicht unberücksichtigt, was sich schon daran zeigt, dass Autor*innen immer wieder zu diesem Thema Stellung nehmen bzw. dazu befragt werden. In meiner Untersuchung möchte ich nicht nur feststellen, ob Immigrant*innen und ihre Nachkommen über das Feld der Literatur auf das Feld der Macht einwirken können. Es geht mir auch um die Fragen, wie sie darauf einwirken. Zu diesem Zweck analysiere ich die Wahrnehmung ihrer Werke in der Literaturkritik, die Teil des Feldes der Literatur, aber auch Teil des Feldes der Medien ist und damit ins Feld der Macht hineinwirkt. Die Literaturkritik erfüllt damit eine Scharnierfunktion zum Feld der Macht. Sie sorgt für die Vermittlung der literarischen Werke in die weitere Öffentlichkeit, bestimmt damit aber gleichzeitig auch, wie das Werk wahrgenommen wird. Sie verschafft den Werken

Gehör, kann aber auch die Wahrnehmung von Gesellschaftskritik verhindern, wenn sie diese übersieht.¹²

Zentral für die Untersuchung des Veränderungsprozesses ist die Analyse der literarischen Texte in Bezug auf die Frage, wie sie sprachliche, thematische und literarische Grenzen überschreiten, die ihnen im Feld auferlegt werden. Dazu liegt bereits umfassende Forschung vor, auf die abschließend kurz verwiesen werden soll. Zur Sprache kommen beispielhaft einige Möglichkeiten der Grenzüberwindung, ohne dass dabei Anspruch auf Vollständigkeit erhoben wird.

3.4.4 Literaturwissenschaftliche Ansätze zur Beschreibung schriftstellerischer Grenzüberschreitungen

Erster und wichtigster Schritt auf dem Weg zur literarischen Anerkennung ist für Immigrant*innen und deren Nachkommen die Überwindung sprachlicher Grenzen. Aufgrund dieser wird nur jenen Kreativität in der Sprache zugesprochen, die in diese geboren sind. Doch gerade dieses monolinguale Paradigma, wie Yasemin Yildiz es nennt, erweist sich als besonders hartnäckig. Das erklärt sich mit dem Begriff »Muttersprache« selbst, so Yildiz, der nicht allein als Metapher zu verstehen ist, sondern ein ganzes Narrativ beinhaltet, das Sprache, Herkunft und Identität eng miteinander verbindet, ein Narrativ, das sich seit dem 19. Jahrhundert als selbstverständlich etablierte (vgl. Abschnitt 3.2). Yildiz spricht in diesem Zusammenhang von einem sprachlichen Familienroman:¹³ »The linguistic family romance helps to fantasize a bodily as well as familial grounding in language that does not exist« (Yildiz, 2012, 12). Dieser sprachliche Familienroman beinhaltet die Vorstellung, dass nur jene, die eine Sprache von ihrer Mutter erlernt haben, in dieser kreativ tätig werden können. Damit wird Kreativität in einer anderen Sprache als der Muttersprache oder in mehreren Sprachen ausgeschlossen. Mit dem Begriff »Muttersprache« schreibt sich dieses Narrativ so tief in die menschliche

12 Mit diesem Ziel meiner Analysen erklärt sich auch, warum ich den ökonomischen Erfolg der Werke unberücksichtigt lasse. Bourdieus These, dass ökonomischer Erfolg der literarischen Anerkennung abträglich ist (Bourdieu, 2001, 134–140), lässt sich so heute nicht mehr aufrechterhalten. Doch die Anerkennung durch zentrale Akteur*innen im Feld ist nach wie vor zentral dafür, im Feld und über das Feld hinaus zu wirken, auch wenn diese enger mit ökonomischem Erfolg verquickt ist (vgl. Abschnitt 3.4.1). Abgesehen davon geht es mir um die Frage, ob die Autor*innen über ihre Werke ein neues Denken über Migration durchsetzen können. Das findet nicht in Verkaufszahlen und Preisgeldern Ausdruck, sondern in Aussagen über die Werke von Verlagen, Zeitschriften und in der Literaturkritik. Ähnliches gilt für andere Institutionen im Feld: Absatz, Größe und Reichweite sagen nicht unbedingt etwas darüber aus, welche Bedeutung diese im Feld in Bezug auf die Anerkennung von Autor*innen haben.

13 Mit dem Begriff »family romance«, also Familienroman, verweist Yildiz dabei auf ein Genre, in dem gesellschaftliche Konstellationen anhand einer Familie dargestellt werden. Gleichzeitig steckt schon im Begriff selbst eine alternative Deutung, denn Sigmund Freud bezeichnete die Fantasien von Kindern, in denen diese sich ideale Eltern imaginieren, als Familienromane (Freud, 1999a). In diesem Sinne spricht dann auch Yildiz von den alternativen Familienromanen, die von Autor*innen geschrieben wurden, die als nicht der Nation zugehörig gelten, um das nationale Narrativ in Frage zu stellen.

Existenz ein, dass es als selbstverständlich hingenommen wird (ebd., 6–14). Aus dieser Selbstverständlichkeit heraus wird Immigrant*innen und deren Nachkommen die Kompetenz in der jeweiligen Sprache abgesprochen, unabhängig davon, ob sie diese beherrschen oder nicht.

Die Strategien, die Autor*innen wählen, um diese Grenze zu überwinden, sind unterschiedlicher Natur. So entschied sich zum Beispiel der russischstämmige Autor Andreï Makine, nachdem seine Manuskripte in französischer Sprache von mehreren Verlagen abgelehnt wurden, diese als Übersetzungen aus dem Russischen auszugeben. Mit dieser Fiktion gelang es ihm, einen angesehenen französischen Verlag zu finden und die Kritik für sein Werk einzunehmen, wobei besonders der Übersetzung und damit eigentlich dem sprachlichen Duktus des Autors großes Lob gezollt wurde (Porra, 2011, 73). Verlage und Kritik fällten ihr Urteil also nicht allein auf Basis der Qualität der Texte, sondern wiesen diese zunächst allein deswegen als mangelhaft zurück, weil Französisch nicht die Muttersprache des Autors ist. In ihrer Bewertung zeigt sich damit die fortdauernde Wirkmacht des monolingualen Paradigmas im französischen literarischen Feld, der sich der Autor mit seiner Übersetzungsfiktion erfolgreich entziehen konnte.

Doch die Autor*innen umgehen die sprachliche Ausgrenzung nicht nur indirekt, sondern setzen sich auch in ihren Texten mit dieser auseinander. Um mit Yildiz zu sprechen: Sie schreiben alternative Familienromane, in denen die emotionale Bindung an eine Sprache nicht in der Beziehung zur Mutter begründet liegt (Yildiz, 2012, 12). Das können Texte sein, in denen sich die Protagonist*innen wie in Vladimir Vertlils *Zwischenstationen*, Dimitré Dinevs *Engelsungen* oder Julya Rabinowichs *Spaltkopf* im neuen Land und der dazugehörigen Sprache eine neue Familie aufbauen. Sie können aber auch wie Anna Kim in *Die Bilderspur* die Idee von Herkunft neu erzählen, so dass ein koreanisches Aussehen und eine sprachliche Verortung im Deutschen nicht mehr als Widerspruch erscheinen (Sievers, 2018a, 45–49; vgl. zu Kims *Die Bilderspur* ausführlich Abschnitt 8.3). Doch die affektive Bindung an eine Sprache, die nicht die Muttersprache ist, wird nicht nur in solchen konkreten alternativen Familienerzählungen sichtbar. Vielmehr zeigt sich solch eine affektive Bindung auch dann, wenn nicht explizit über Familienverbindungen erzählt wird. So erweist sich die neue Sprache für viele Autor*innen als ein Medium der Befreiung von einer Muttersprache, die nicht als Quelle der Herkunft und Identität verstanden wird, wie Yildiz unter anderem am Beispiel Yoko Tawada zeigt.

Tawada verlässt wie viele andere Frauen in den 1980er und 1990er Jahren Japan, um sich den Erwartungen zu entziehen, denen Frauen in dieser Gesellschaft unterworfen sind. Allerdings ersetzt sie nicht das Japanische mit dem Deutschen, um sich aus dem Korsett der japanischen Sprache und Gesellschaft zu befreien. Vielmehr dient ihr die Zweisprachigkeit dazu, sich auf keine der Sprachen festlegen zu müssen, sondern jede einzelne aus der Perspektive der anderen in Frage zu stellen. Eine Bindung an eine Sprache, wie sie im monolingualen Paradigma festgelegt ist, wird damit ausgeschlossen (Yildiz, 2012, 109–142). Gleichzeitig verändert Tawada durch ihre kritische Auseinandersetzung mit der Sprache auch das Deutsche, das sich damit für neue Autor*innen öffnet: »The German that emerges here in postmonolingual perspective has been and continues to be a home for many – a home that is itself undergoing transformation, a home that is not exclusionary« (ebd., 210).

Die sprachliche geht oft mit einer thematischen Grenzüberschreitung einher. Sie beinhaltet das Erzählen von autobiografisch motivierten Geschichten, die bisher nicht als Teil der deutschsprachigen Geschichte und Literatur wahrgenommen wurden. Einer der ersten Wissenschaftler*innen, der sich diesem Prozess im deutschsprachigen Raum widmete, ist Carmine Chiellino in seinem Buch *Am Ufer der Fremde*. Er erklärt, wie Franco Biondi in seinem Roman *Die Unversöhnlichen oder im Labyrinth der Herkunft* (1991) das historische Gedächtnis eines Gastarbeiters in die deutsche Sprache und Literatur einschreibt. Die Hauptfigur seines Romans Dario Binachi kehrt in seinen Geburtsort San Martino zurück, um sich mit seiner Familie auszusöhnen. Aus diesem Anlass wird die Geschichte der Familie erzählt. Die Armut der Familie, der einzelne Familienmitglieder durch Binnenwanderung bzw. Auswanderung zu entkommen versuchen, steht paradigmatisch für den gesamten Landstrich Romagna. In der italienischen Literatur, die von Auswanderung geprägt ist, wie Chiellino an vielen Beispielen illustriert, finden sich mehrere Vorbilder für Biondis Vorhaben. So erzählt zum Beispiel auch Elio Vittorini in *Conversazione in Sicilia* (1938/39) von einem Rückkehrer. Dieser wird von seiner Mutter in das regional-historische Gedächtnis eingeführt. In Biondis Roman dagegen weigert sich die Mutter, dem Sohn die Familiengeschichte zu erzählen. Damit kommt es nicht zur erhofften Aussöhnung mit der Familie, die der Protagonist am Ende des Romans deswegen auch wieder verlässt (Chiellino, 1995, 379). Chiellino beschreibt das Einschreiben des historischen Gedächtnisses in die Literatur als einen Akt, mit dem ein Leben und eine Zukunft in der neuen Sprache überhaupt erst möglich werden. Das bedarf jedoch auch einer Veränderung der Sprache: »Was in Biondis Roman aufgezeigt wird, ist gerade der Vorgang, wie eine Sprache Trägerin von einem ihr fremden historischen Gedächtnis wird« (ebd., 380). Chiellino beschreibt das Resultat als »bikulturelle Reminiszenz« (ebd., 361).

Schon an diesem Beispiel zeigt sich, welche Bedeutung literarische Traditionen in diesem Prozess des Einschreibens einnehmen können. Das wurde insbesondere in Bezug auf die literarischen Traditionen des Herkunftslandes bisher oft unterschätzt, weil in den Nationalphilologien, in denen diese Autor*innen gelesen werden, die Bezüge zu anderen Literaturen, insbesondere wenn diese aus literarischen Peripherien stammen, oft nicht erkannt und Versuche seitens der Autor*innen, diese Literatur zu vermitteln, selten wahrgenommen werden (Yeşilada, 2012, 59). Doch die Auseinandersetzung mit diesen Bezügen ist essenziell, um die Texte und damit die Positionierung der Autor*innen zu verstehen. So könnte Zafer Şenocaks frühe Lyrik auf den ersten Blick als typisch für eine Literatur von Zugewanderten und deren Nachkommen gelten, die sich mit der Entfremdung und dem Dazwischen dieser Gruppe auseinandersetzt. Diese Interpretation übersieht jedoch, dass er sich auf türkische Mystiker wie Yunus Emre und Pir Sultan Abdal beruft, die er selbst auch ins Deutsche übersetzt hat. Über diese Mystiker verortet er die spezifische Situation türkischer Zugewanderter in Deutschland als eine Form der »universelle[n] Erfahrung eines auf Wanderschaft befindlichen Ich« (ebd., 198–202). Gleichzeitig schreibt Şenocak diese Literaturtradition in die deutsche Lyrik ein.

Natürlich bedienen sich Zugewanderte und deren Nachkommen im deutschsprachigen Raum darüber hinaus an den deutschsprachigen literarischen Traditionen (Meyer, 2021). Dabei ist der Bezug, anders als in Großbritannien und Frankreich, weniger kri-

tisch als konstruktiv. Autor*innen wie Rafik Schami, Emine Sevgi Özdamar und Feridun Zaimoglu schreiben nicht gegen koloniale Geschichte an, sondern stellen sich in eine Tradition von Autor*innen wie Heinrich Heine, Franz Kafka oder Else Lasker-Schüler, die belegen, dass Deutschland nie eine ethnisch homogene Nation war: »They look not for mothers and fathers to kill but rather willingly seek allies, guardians, ancestors, and godfathers« (ebd., 82). Anders als postkoloniale Schriftsteller*innen in Großbritannien und Frankreich sehen sich viele der zugewanderten Autor*innen im deutschsprachigen Raum damit konfrontiert, außerhalb der deutschsprachigen literarischen Tradition verortet zu werden. Sie schreiben sich deswegen in diese ein, um Zugehörigkeit einzufordern und sich damit zugleich dem ausgrenzenden deutschen Nationalismus entgegenzustellen (ebd., 307). Diese These bestätigen auch meine empirischen Analysen zu Vertlib (Kapitel 5), Dinev (Kapitel 6), Rabinowich (Kapitel 7) und Kim (Kapitel 8). Die nachkommenden Generationen dagegen entwickeln eine ganz andere Anspruchshaltung, sind sie doch in Deutschland oder Österreich zu Hause, auch wenn ihnen das oft abgesprochen wird.

Schließlich können Immigrant*innen und deren Nachkommen selbstverständlich auch auf internationale literarische Traditionen zugreifen und auf diesem Wege die Grenzen nationaler literarischer Traditionen überschreiten. Ein Beispiel ist Kemal Kurts *Ja sagt Molly* (1998), in dem gut 160 Protagonist*innen aus ähnlich vielen Klassikern der internationalen Literatur auftreten. Cheesman beschreibt diesen Roman als ein Manifest für kosmopolitische Literatur, mit dem sich der Autor im transnationalen Pantheon postkolonialen Schreibens verortet (Cheesman, 2007, 55). Ähnlich betont Christine Meyer für Emine Sevgi Özdamar, sie würde sich über ihre literarischen Bezüge eine transnationale und transhistorische erweiterte »Familie« schaffen, eine Art Internationale von Dissident*innen und Revolutionären, die von William Shakespeare über Bertolt Brecht bis hin zum traditionellen türkischen Schattentheater Karagöz reicht (Meyer, 2021, 128). Über dieses Netz an literarischen Bezügen nimmt die Autorin nahezu selbstverständlich die Position einer »östlichen libertären Linken« ein und entzieht sich damit dem orientalistischen Denken, das die Welt in den fortschrittlichen, liberalen Westen und den konservativen, gewalttätigen Osten unterteilt (ebd., 124). Sie stellt diesem Denken eine Literatur entgegen, die aufzeigt, dass Unterdrückung, Ausbeutung und Nationalismus überall auf der Welt zu finden sind.

Das gezielte Einschreiben in eine nationale literarische Tradition kann darüber hinaus über die Wahl eines bestimmten Genres erzielt werden. So erläutert Mark Stein, wie schwarze Autor*innen, die in Großbritannien geboren oder aufgewachsen sind, sich seit den 1980er Jahren das Genre des Bildungsromans aneignen, um sich in die britische Literatur und Kultur einzuschreiben. Dabei bauen sie grundsätzlich auf die Tradition auf, wie sie sich im späten 18. Jahrhundert in Deutschland entwickelte und im Verlauf des 19. Jahrhunderts unter anderem mit Charles Dickens in Großbritannien Nachahmer fand. Gleichzeitig jedoch unterscheiden sich ihre Texte deutlich von diesen Vorläufern, weil im Zentrum nicht junge weiße Männer stehen, die sich auf die Suche nach ihrer Identität begeben. Vielmehr müssen die Protagonist*innen in diesen Romanen erst nach einer Stimme suchen, die ihnen erlaubt, Teil der britischen Gesellschaft zu sein, ohne ihre Herkunft verleugnen zu müssen (Stein, 2004, 20–31). Als eines von vielen Beispielen dient Stein Andrea Levys Roman *The Fruit of the Lemon* (1999), in dem sich die junge Prot-

agonistin Faith Jackson enttäuscht vom Rassismus der britischen Gesellschaft auf eine Reise in das Herkunftsland ihrer Eltern, Jamaika, begibt. Die Erkundung ihrer Familiengeschichte, die sie damit in die englische Literatur einschreibt, dient ihr als Grundlage, um für sich einen Platz in Großbritannien einzufordern, das sie nach der Reise eindeutig als ihre Heimat betrachtet. Die schwarzen britischen Bildungsromane sind damit nicht nur Ausdruck der Bildung eines Individuums, wie Mark Stein betont, sie beinhalten auch die Transformation der britischen Gesellschaft und ihrer kulturellen Institutionen: »Novels of transformation do not only deal with the protagonists' coming of age. They at once describe and purvey the transformation, the reformation, the repeated coming of age of British cultures under the influence of what I call ›outsiders within‹« (Stein, 2004, 36).

Zugewanderte und ihre Nachkommen haben also mit unterschiedlichen literarischen Mitteln versucht, sich den Grenzen zu widersetzen, die ihren Zugang zur jeweiligen Literatur und Kultur erschweren. Dabei sind die Positionierungen der Autor*innen immer im jeweiligen Kontext zu verstehen. Hinzu kommt, dass Autor*innen nie auf eine Position festgelegt sind, sondern dass sich diese mit der Zeit wandeln kann. Alain Mabanckou zum Beispiel positionierte sich in seinen frühen Werken bewusst zwischen Europa und Afrika. Erst als er eine gewisse Bekanntheit erlangt hatte, begann er dieses Dazwischen aus einer universellen Perspektive, in der Migration die Norm und nicht die Ausnahme darstellt, in Frage zu stellen (De Meyer, 2015). Feridun Zaimoglu hingegen positionierte sich anfangs als Sprachrohr der von ihm so benannten Kanaken, bevor er in einem zweiten Schritt bewusst die Position eines deutschen Dichters bezog (Husemann, 2011). Dabei schreibt er sich in die frühe romantische Tradition ein, auf die sich die Nationalsozialisten mit ihren völkischen Ideen beriefen und die deswegen nach 1945 in Deutschland nicht mehr in das literarische Schreiben einfluss. Zaimoglu kann diese Tradition in seinen Werken ab 2000 als eine Form des magischen Realismus erfolgreich wieder zum Leben erwecken, weil eine Wiederaufnahme in seinem Schreiben weniger angreifbar ist (Meyer, 2021, 40–42). Ähnliche Veränderungen in der Positionierung wurden auch für Saša Stanišić und Olga Grjasnowa (Steinberg, 2019) bzw. Alina Bronsky (Steinberg, 2021) beobachtet.

Die postmigrantische Literaturgeschichte will zunächst der Frage nachgehen, wann und wie sich in einem nationalen Kontext Ausgrenzungsmechanismen gegenüber Immigrant*innen und deren Nachkommen etablierten und wie diese konkret aussahen. Sie richtet den Blick damit auf den Prozess der Nationalisierung im jeweiligen literarischen Feld und bietet eine Neuinterpretation einer meist relativ gut untersuchten Epoche aus der Perspektive der Immigration. In einem zweiten Schritt widmet sie sich der Infragestellung dieser nationalen Normen und damit der Überwindung dieser Ausgrenzung. In diesem Zusammenhang werden die gesamtgesellschaftlichen Veränderungen analysiert, die neue Möglichkeitsräume in literarischen Feldern eröffneten. Darunter fallen ein neues gesellschaftliches Selbstverständnis genauso wie Internationalisierungsprozesse, die auch die Literatur betreffen. Im Zentrum steht aber die Auseinandersetzung mit den Schriftsteller*innen und den literarischen Mitteln, die sie in ihren Werken nutzten, um konkreten Ausgrenzungsmechanismen zu begegnen. Dabei soll auch erkundet werden, inwieweit sie damit nicht nur in der Literaturkritik, sondern auch darüber hinaus Veränderungen erwirken konnten. Diese Aspekte gilt es für alle Autor*innen zu untersuchen, allerdings nicht unbedingt nach demselben

Schema, denn jede*r Autor*in wird in ihrer Individualität untersucht, so dass auch die Kapitel individuell gestaltet sind. Im Folgenden soll dieser Ansatz genutzt werden, um die österreichische Literaturgeschichte seit der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts bis zur Gegenwart neu zu erzählen. Als Einstieg dient eine ausführliche Analyse der Nationalisierung dieses Feldes nach dem Zweiten Weltkrieg und der damit einhergehenden Ausgrenzung von Immigrant*innen und deren Nachkommen.

